MIRAKEL

Macabros

DAN SHOCKER



Nr. 76

DM 1.50

Österr. S 12, Schweiz Fr 1.50
Schwed. Kr. 3.75 incl. moms
Italien L 800, Spanien Pts 60
Printed in Germany

RUF ins VERGESSEN



Nr. 76

Ruf ins Vergessen

10. Mirakel-Abenteuer

Nur wenige Fahrzeuge benutzten am Spätnachmittag die schmale, kurvenreiche und holprige Straße an der Costa Brava.

Paul Denner saß verkrampft und müde am Steuer. Man sah dem Mann an, daß er seit Stunden unterwegs war. Er wollte noch vor Einbruch der Dunkelheit am Ziel sein.

Nach einem Blick auf die Armbanduhr nickte er zufrieden. »Wir schaffen's noch«, sagte er zu seiner neben ihm sitzenden Frau. »Bevor die Sonne untergeht, sind wir in Rosas.«

Elke Denner setzte sich bequem in ihren Sitz und blickte an ihrem Mann vorbei auf das blaue, schäumende Meer jenseits der zerklüfteten Steilküste, die sie in schwindelerregender Höhe passierten.

Es gab einen bequemeren Weg, um nach Rosas zu kommen, doch der war weniger romantisch und abwechslungsreich als diese Route, die jedem Betrachter die ganze Pracht der Costa Brava vor Augen führte.

Die zweiundvierzigjährige Ehefrau wollte etwas über die Landschaft sagen, als sie plötzlich einen leisen, spitzen Schrei von sich gab.

Denner fuhr zusammen. Instinktiv ging er auf die Bremse. Der nicht schnell fahrende Wagen stand sofort.

»Verdammt noch mal, was ist denn los? Warum schreist du denn so?« stieß er hervor. Sein Gesicht war puterrot.

»Schau doch dort hinüber… mein Gott, Paul… was ist denn das?«

Elke Denner deutete mit der ausgestreckten Hand in die angegebene Richtung. Ihres Mannes Kopf flog herum.

Der Urlauber aus Darmstadt glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Groß und mächtig wuchs über den zerklüfteten, von schaumigen Wellen umspülten Felsen ein riesiger Kopf vor ihnen in die Höhe! Der Schädel war riesig wie ein Gebirge, und ein leises Stöhnen entrann den Lippen des Fahrers.

Eine Halluzination! Ein Alptraum!

Was ging hier vor, abseits jeglicher menschlicher Siedlung, unbeobachtet von anderen Zeugen? Einige Sekunden saßen die beiden Menschen in ihrem Fahrzeug wie erstarrt.

Schon die Tatsache, daß mitten über dem Meer ein riesiger Kopf quasi aus der Dämmerung des grauen Himmels vor ihnen auftauchte, war bemerkenswert genug. Noch unheimlicher war die Tatsache, daß an diesem Kopf die Proportionen nicht stimmten.

Das Gesicht wirkte klein und zusammengepreßt unter der Last eines riesigen, sich auftürmenden Gehirns, das mehr als Zweidrittel des Gebildes einnahm.

»Den Fotoapparat. Schnell!« reagierte Paul Denner. »Im Handschuhfach… so beeil' dich doch!«

Endlich gelang es ihm, sich aus der Erstarrung zu befreien.

Er warf einen Blick zurück, um sich zu vergewissern, daß kein weiteres Fahrzeug unterwegs war, dachte automatisch daran, die Warnblinkanlage einzuschalten und drückte dann die Tür auf.

Mit zitternden Händen reichte Elke Denner ihrem Mann die Kamera. »Sei vorsichtig«, wisperte sie erregt.

Paul Denner lief bis zum Rand der Straße, die durch faustdicke Rundeisen und einen einfachen Draht notdürftig vom Abgrund getrennt wurde.

Der Wind an der Steilküste war scharf und nahm plötzlich ohne ersichtlichen Grund orkanartige Ausmaße an.

Paul Denner erkannte die Gefahr zu spät.

Der Wind fuhr ihm ins Haar und zerzauste es.

Der Mann mußte sich gegen die Bö stemmen, wollte er nicht in den Abgrund gerissen werden, an dem er stand.

Doch er schaffte es nicht mehr.

»Paul!« Der Aufschrei über die Lippen der Frau, die im Auto zurückgeblieben war, zerschnitt die Luft.

Elke Denner riß die Hände vor den Mund, als sie sah, was geschah.

Ihr Mann verlor den Halt.

Er taumelte bis zu dem dünnen, gespannten Draht, kippte nach vorn und riß instinktiv die Arme in die Höhe, als wolle er sich gegen eine Wand stützen.

Paul Denner geriet in eine wirbelnde Bewegung, wurde wie an unsichtbaren Fäden emporgezogen und von dem Orkan mitgerissen. Wie ein welkes Blatt wirbelte er durch die graue, tobende Luft.

Noch immer hielt er die Kamera umspannt und jagte direkt auf das riesige, violett-blaue Gesicht zu.

Das Antlitz war voller Runzeln und Falten. Der schreiende, sich um seine eigene Achse drehende Tourist war dem Gesicht schon so nahe, daß er die Sinnensorgane nicht mehr wahrnehmen konnte.

Vor ihm dehnte sich eine violettblaue, zerklüftete Landschaft aus, in die er hineinjagte.

Jeden Augenblick mußte er mit diesem Gesicht kollidieren.

Der Orkan brauste. Die Luft um ihn herum pfiff. Denner glaubte, wie ein menschlicher Bohrer durch die Atmosphäre gejagt zu werden.

»Paul! Paul!« Die Frau schrie den Namen ihres Mannes immer wieder. Sie wußte in diesem Augenblick nicht, was sie tat und handelte ganz mechanisch.

Zur Felsenseite hin öffnete sie die Tür, stemmte sich gegen den Sturm und versuchte nach außen zu kommen.

Wie eine Wand traf sie die kalte Luft, die in ihr Gesicht biß, als würde sich jemand mit scharfen Fingernägeln darin verkrallen.

Die heftige Luftbewegung wirbelte Sand und Steine auf und

brachte Geröll oben auf dem Felsen in Bewegung, das über die bizarren Steinwände kullerte.

Wie von einer unsichtbaren Hand wurde Elke Denner förmlich in den Wagen zurückgeworfen.

Die Tür knallte mit solcher Wucht ins Schloß, daß der ganze Wagen erbebte.

Schluchzend richtete die Frau sich auf.

Fauchend raste der Sturm über den Wagen, der eigenartig zu wackeln und zu schaukeln begann, von der Wucht des Orkans langsam von der Felswand gedrückt und quer über die Straße geschoben wurde.

Sowohl das eine wie das andere verfolgte Elke Denner mit Entsetzen.

Während der Wagen aus Darmstadt langsam dem Abgrund entgegenrutschte, zischte Paul Denner wie ein Geschoß durch die Luft direkt auf ein riesiges, schwarzes Loch zu, das plötzlich anstelle des überdimensionalen Schädels vor ihm erschien.

Endlose Schwärze, eisige Kälte… die Verlorenheit des Weltenraums… Paul Denner wurde von ihr aufgenommen.

Es war das Tor zu einer anderen Welt…

Hinter ihm schloß es sich wieder, und der eintönig graue Himmel in der Dämmerung der romantischen Costa Brava lag wieder über dem Land. Alles war wie zuvor…

*

Die attraktive Blondine mit den hellblauen Augen saß entspannt und fröhlich am Steuer des kanariengelben Alfasud.

Der Wagen mit Frankfurter Kennzeichen fuhr die gleiche Costa Brava-Strecke, die Paul Denner eingeschlagen hatte.

Alexandra Becker, eine junge Mitarbeiterin aus dem Büro ›Gehring u. Krollmann‹, war auf dem Weg nach Rosas, um dort ihren Urlaub zu verbringen. Zwei Tage später wollte Frank Morell nachkommen, um die Zeit gemeinsam mit ihr zu verleben.

Darauf freute sich Alexandra am meisten.

Ihre Gedanken waren schon weit entfernt von ihrer Alltagsarbeit, weg vom Büro, und es war eigentlich nur Morell, mit dem sie sich beschäftigte, und der Urlaub, den sie bis ins Detail geplant hatte.

Die vierundzwanzigjährige technische Zeichnerin fuhr zügig, wie es die Straßenverhältnisse erlaubten. Dann kam die scharfe Kurve, und Alexandra ging mit dam Gas herunter.

Hinter der Kurve stand quer auf der Straße der weiße Ford aus Darmstadt.

Mit dem linken Vorderrad hing er im Drahtgeflecht, der Wagen

hatte sich seitlich geneigt. Nur durch ein Wunder war er nicht in den Abgrund gestürzt!

Es schien, als würde eine eisige Hand nach dem Herzen der jungen Fahrerin greifen.

Alexandra Becker, die nicht wissen konnte, was sich vor wenigen Minuten hier abspielte, war überzeugt davon, daß es zu einem Unfall gekommen war.

Sie handelte richtig und überlegt.

Sie ließ ihren Wagen zehn Meter zurückrollen, um ihn vor der Kurve abzustellen. Sie sicherte das Fahrzeug durch Einlegen des Ganges und der Handbremse und schaltete die Warnblinkanlage ein, um nachfolgende Fahrzeuge auf die Gefahr aufmerksam zu machen.

Rasch lief die junge Frau dann auf dem holprigen Asphaltuntergrund nach oben zu dem weißen Ford, um zu sehen, was los war.

Denn Menschen sah sie weit und breit nicht…

Plötzlich hörte sie Schluchzen.

Es kam aus dem Innern des Autos.

Alexandra Becker lief nach vorn, riß die Tür auf und sah eine Frau, die quer über die beiden Vordersitze lag und haltlos weinte.

»Kann ich Ihnen helfen? Hatten Sie einen Unfall?« fragte die junge Deutsche mitfühlend.

Elke Denner drehte langsam den Kopf. In ihrem Gesicht zuckte es. Ihre Haut war blaß und von Tränen gezeichnet. »Ein Unfall… ich weiß nicht… ja, es war einer…«

»War ein anderes Fahrzeug beteiligt? Sind Sie die Fahrerin des Wagens?« hakte Alexandra sofort nach, als die Frau wieder zu weinen begann.

Die technische Zeichnerin war der Fremden behilflich beim Aufrichten.

»Kein Auto… da war ein Kopf… ein riesiger Kopf, groß wie ein Berg… Ich habe so etwas noch nie gesehen… es war ein Alptraum…« sagte Elke Denner mit belegter Stimme.

Zwischen Alexandra Beckers Augen entstand eine steile Falte.

Was sagte die Frau da? Das ergab doch keinen Sinn…

»Sehen Sie ihn?« fragte Elke Denner tonlos.

»Wen sollte ich sehen?«

»Meinen Mann… aber er ist nicht da, nicht wahr?« Sie riß ihre Augen weit auf. »Es war kein normaler Unfall, Fräulein… und mein Mann ist weder die Steilküste hinuntergefallen, noch den Berg nach oben geklettert. Der Wind hat ihn emporgerissen wie ein welkes Blatt, und dann ist er verschwunden in einem tief schwarzen Loch, das im Himmel gähnte und sich schloß wie das Tor zu einer anderen Welt…«

Elke Denner sagte es mit einer Stimme, die Alexandra Becker eine

Gänsehaut über den Rücken jagte.

Hatte die Frau den Verstand verloren?

Elke Denner gab sich alle Mühe, ihre Gefühle wieder unter Kontrolle zu bringen und so sachlich und klar wie möglich den Vorgang zu schildern.

»Wir müssen die Polizei verständigen«, sagte die junge Blondine aus Frankfurt.

Sie überlegte rasch.

Port-Bou lag einige Kilometer hinter ihr. Die nächstgrößere Stadt war Llansa und da war sicher auch ein Polizeiposten.

»Bitte warten Sie auf mich. Ich fahre nach Llansa und gebe dort Bescheid…«

Elke Denner schüttelte heftig den Kopf. »Nein… bitte lassen Sie mich nicht allein zurück. Ich habe Angst, daß es noch mal anfängt…«

Dann erzählte sie wieder von dem furchtbar kalten Wind, der so stark gewesen sei, daß er sogar den Wagen quer über die Straße schob und beinahe in den Abgrund drückte.

Alexandra Becker hatte Verständnis für die Frau. »Gut«, nickte sie. »Selbstverständlich können Sie gern mitkommen. Aber wir können unmöglich den Wagen mitten auf der Straße stehen lassen. Wenn andere Fahrzeuge auftauchen, gibt’s noch mehr Blechschaden.«

Alexandra Becker ging um den Pfad herum und öffnete die Tür zum Fahrersitz.

»Was haben Sie denn vor?« fragte Elke Denner mit zitternder Stimme.

»Das Auto auf die Seite zu fahren. Da – die Einbuchtung rechts am Felsen reicht gerade aus als Parkplatz.«

»Aber das Vorderrad… hängt über dem Abgrund… Es ist ein Glück, daß der Wagen noch nicht in die Tiefe gestürzt ist.«

»Ich passe schon auf.« Mit diesen Worten drückte Alexandra Becker mutig die vordere Tür ganz auf und stemmte sich vorsichtig mit ihrem Gewicht dagegen, um zu sehen, inwieweit das Fahrzeug aus dem Gleichgewicht geriet.

Unter dem linken Vorderrad begann es bedrohlich zu ächzen. Geröll löste sich und kullerte hörbar in die Tiefe.

Zu Tode erschrocken wich Alexandra Becker einen Schritt zurück und hielt den Atem an.

Einige Sekunden später herrschte wieder Stille.

Nein! Das wagte sie doch nicht, ans Steuer zu sitzen und den Wagen im Rückwärtsgang auf die Straße zu fahren. Durch die Gewichtsverlagerung konnte der Ford noch abrutschen und in die Tiefe stürzen.

So blieb ihr nichts anderes übrig, als den Zustand zu lassen.

Sie bat Elke Denner, einen Moment auf sie zu warten. Sie wollte

von der Frau nicht verlangen, hundert Meter nach unten zu laufen, wo ihr Alfasud stand.

Alexandra Becker fuhr zur Unglücksstelle, nahm Elke Denner auf und lenkte ihr Fahrzeug dann vorsichtig um den weißen Ford herum. Es ging um Haaresbreite.

Das Ziel der beiden Frauen war Llansa.

Auf dem Weg nach dort saß Elke Denner steif wie ein Stock neben der jungen Frankfurterin und sprach kein einziges Wort. Wie leblos blickten ihre Augen durch die Windschutzscheibe.

In der Polizeistation von Llansa führte Alexandra Becker das erste Gespräch. Elke Denner fühlte sich außerstande, den Wagen zu verlassen. Ihre Glieder waren eiskalt und sahen aus wie weiß gepudert.

Sie brauchte dringend einen Arzt. Offensichtlich setzte nun erst die Schockwirkung ein.

Die Darmstädterin wurde in ein nahes Hospital gebracht, wo sie sofort behandelt wurde.

Capitán Forgas schüttelte nur den Kopf, als Alexandra Becker, die ein einigermaßen verständliches Spanisch sprach, ihm all das erklärte, was sie von Elke Denner gehört hatte.

»Hirngespinste! So etwas gibt es nicht…«

Zusammen mit einem uniformierten Polizisten fuhr er im Jeep zu der angegebenen Stelle. Auch Alexandra Becker befand sich in dem Wagen. Ihr Alfasud blieb zurück.

An der Unglücksstelle angekommen, sorgten Capitán Forgas und Leutnant Santos gleich dafür, daß der Ford auf die Seite gefahren wurde.

In der Zwischenzeit war ein Lastkraftwagen angekommen, der die verengte Fahrbahn Richtung Llansa nicht mehr benutzen konnte.

Mit Hilfe dieses Lkw war es verhältnismäßig leicht, den Unglückswagen vom Rand des Abgrunds wegzuziehen.

Der Lkw und zwei weitere wartende Fahrzeuge konnten ihre Fahrt fortsetzen.

Forgas sah sich die Umgebung an, zusammen mit Santos suchte er mit einem Fernrohr die Tiefe ab und hielt Ausschau nach dem Fahrer.

Da war nichts zu finden.

Es wurde dunkel, und Forgas bedauerte, unter diesen Umständen keine Suchaktion mehr starten zu können.

Er war noch immer überzeugt davon, daß das Ehepaar offensichtlich betrunken war.

»Im Hospital wird man feststellen, wieviel Alkohol sie im Blut hatte«, sagte er rauh. »Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß an diesem Unfall kein weiteres Fahrzeug beteiligt war. Es sieht vielmehr so aus, als wäre der Wagen mit Senior Denner am Steuer zu schnell in

die Kurve gegangen und auf die entgegengesetzte Straßenseite geschleudert worden. Möglicherweise bei dem Versuch, nachzusehen oder einen Stein unter das nach vorn abgekippte Vorderrad zu drücken, ist der Fahrer dann in die Tiefe gestürzt…«

Alexandra Becker schloß drei Sekunden erschreckt die Augen, als sie sich vorstellte, wie der Körper unten auf den von dicht umspülten Wellen zerklüfteten Felsen aufschlug.

»Kommen Sie, Senorita«, hörte sie die dunkle, markante Stimme des Capitán. Er legte seine große, fleischige Hand auf ihre linke Schulter und begleitete die Frankfurterin dann zum wartenden Jeep, an dessen Steuer Santos bereits Platz genommen hatte. »Sie können sich aussuchen, ob Sie lieber mit ihm oder mit mir fahren wollen«, lächelte er. Er hatte prachtvolle, gleichmäßige Zähne, deren Weiß im Kontrast zu seiner intensiv gebräunten Haut stand. Ein schmaler, gepflegter Bart zierte seine Oberlippe. »Wir können dieses Auto schließlich nicht die ganze Nacht über auf der Straße stehen lassen. Ich werde nach Llansa zurückfahren. Zum Glück steckt der Schlüssel. Alles andere wird dann seinen Gang nehmen…«

Alexandra Becker entschloß sich, mit Forgas zu fahren. Die harte Federung des Jeep behagte ihr nicht.

Santos fuhr wie der Teufel bergab. Eine riesige Staubwolke wirbelte hinter ihm auf.

Forgas mußte bereits die Lichter einschalten, um den Verlauf der Straße zu erkennen.

Während der Fahrt erkundigte der Capitán sich nach Alexandras Plänen und wünschte ihr für den weiteren Aufenthalt in Rosas erholsame Ferientage.

Mit einem zweifelnden Blick zum Himmel allerdings schränkte er ein, daß die Sonne wohl in den nächsten Tagen nicht so freigiebig scheinen würde.

»Seit drei Tagen haben wir diesen verhangenen, grauen Himmel«, bemerkte er leise. »Und es sieht nicht so aus, als ob sich da so schnell etwas ändern würde… Aber mit dem Wetter ist es ja heutzutage so wie mit den meisten Menschen. Man erlebt immer wieder seine Überraschungen…« Er lachte fröhlich.

Dann kam schon das Ortsschild von Llansa. Forgas hielt vorm Polizeigebäude, wo Alexandras Wagen stand.

Der Capitán verabschiedete sich von der Deutschen und bedankte sich für die Mühe, die sie sich gemacht hatte.

Alexandra Becker fuhr nicht direkt nach Rosas weiter. Sie machte einen Abstecher zum Hospital, in dem Elke Denner lag.

Dort konnte sie jedoch nicht mit der Frau sprechen. Man hatte ihr eine Beruhigungsspritze gegeben, und die Patientin schlief tief und fest.

Hoffentlich ihrer Genesung entgegen…

Der jungen Frankfurterin ging das unheimliche Ereignis, das ihr durch Elke Denners Worte nahegebracht worden war, nicht aus dem Kopf.

Sie sah die Bilder, die Elke Denner beschworen hatte, vor ihrem geistigen Auge auftauchen und konnte sich einen genauen Eindruck von dem riesigen Kopf machen, der nur aus Hirnmasse zu bestehen schien.

Die trüben Gedanken verblaßten endlich, als sie in Rosas ankam.

In der windgeschützten Bucht lag der malerische Ort. In den Bodegas und Restaurants brannten die Lichter. Hinter den kleinen Fenstern sah die Deutsche die Silhouetten der Menschen.

Das Ferienhaus, das Alexandra gemietet hatte, gehörte zu der Gruppe der ›Las Jardines‹. Das war eine terrassenförmige Anlage mit kleinen Gärten, traumhaft schön, in denen ein Springbrunnen plätscherte.

Das Ferienapartment bestand aus drei Zimmern, einem Wohnzimmer, zwei Schlafzimmern, Küche und Bad.

Um Alexandra Beckers Lippen zuckte es, als sie die beiden Schlafzimmer besichtigte. In dem einen standen drei Betten, in dem anderen zwei.

»Na ja«, murmelte sie im Selbstgespräch nach dieser ersten Inspektion. »Wenn Frank kommt, dann kann er ja wählen, in welchem Bett er liegen möchte. An Auswahl mangelt es nicht…«

*

Frank Morell, der Mann, von dem niemand wußte, daß er zwei Identitäten hatte, hielt sich noch in seiner Frankfurter Wohnung auf.

Der junge, dunkelhaarige und gutaussehende Konstrukteur aus dem Büro ›Gehring u. Krollmann‹, stand vor dem Spiegel und band sich eine Krawatte um.

Frank warf beiläufig einen Blick auf das Zifferblatt seiner Armbanduhr. Er hatte noch eine halbe Stunde Zeit. Dann war er im ›City-Hotel‹ mit Dr. Chancer aus New York verabredet.

Chancer war Mitarbeiter der D-Abteilung der UNO. Lange schon existierte diese besondere Einrichtung, ohne daß die Öffentlichkeit darüber informiert war.

In ihr arbeiteten Ärzte, Wissenschaftler, Theologen und Politiker aus aller Welt. Vor Jahren wurde die Einrichtung geschaffen. Aus einem besonderen Grund. Lange Zeit hatte eine Versuchsgruppe von Männern und Frauen außergewöhnliche Vorfalle in der ganzen Welt studiert, untersucht und katalogisiert. Sie gingen übersinnlichen, parapsychischen, okkulten und magischen Ereignissen nach, fühlten

den Betroffenen auf den Zahn, entlarvten viele Dinge als Schwindel und Scharlatanerie. Doch insgesamt siebenunddreißig Prozent aller zur Kenntnis gelangten Fälle blieben unenträtselt!

Diese hohe Zahl ungeklärter Fälle veranlaßte die UNO, die Arbeit der Gruppe weiter zu unterstützen und auszubauen. Man konnte davon ausgehen, daß es übersinnliche und parapsychologische Phänomene gab, daß Geister und Dämonen existierten und sogar getarnte Dämonen in Menschengestalt unter den Menschen lebten. In einwandfrei nachgewiesenen Fällen wurde den Verantwortlichen bewußt, daß Dämonen nicht selten Menschen manipulierten, seelisch, geistig und körperlich von ihnen Besitz ergriffen, so daß sie gewissermaßen zu ›Besessenen‹ wurden.

Diese Dämonen-Agenten, im Fachjargon einfach ›D-Agenten‹ genannt, arbeiteten unter strengster Geheimhaltung. Der Aufmerksamkeit und Konsequenz bei der Kleinarbeit war es zu verdanken, daß man schließlich auch auf den geheimnisvollen, fliegenden Mann stieß, der angeblich in den letzten Monaten immer wieder beobachtet worden sein sollte.

Menschen, die Gedanken lesen – man bezeichnete sie als Telepathen; Menschen, die imstande waren, sich durch reine Gedankenkraft an eine andere Stelle zu teleportieren – darüber wußte man schon einiges auf Grund der Untersuchungen und Forschungsergebnisse in den Labors der Parapsychologen. Daß es aber auch einen Menschen gab, der sich pfeilschnell durch die Luft bewegte und von zahllosen Zeugen schon gesehen worden war – dies war ein absolutes Novum und erinnerte an die Geschichten des legendären Superman.

Spezialisten hatten es schließlich geschafft herauszufinden, daß Frank Morell und jener geheimnisvolle, fliegende Mensch ein und dieselbe Person sein mußten. Über eine Kontaktperson – eine junge Frau, die ein Reisebüro in Frankfurt leitete – war es zu einem Gespräch gekommen.

Da erfuhr er zum ersten Mal von der D-Abteilung der UNO. Als er dann längere Zeit nichts mehr von ihr hörte, nahm er an, daß offensichtlich weitere Untersuchungen stattfanden, um ganz sicherzugehen, daß er auch derjenige war, für den man ihn hielt.

Zu einem Zeitpunkt, als er schon gar nicht mehr damit rechnete, nochmal darauf angesprochen zu werden, wurde ihm vor drei Tagen mitgeteilt, daß ein Verbindungsmann aus New York heute abend im ›City-Hotel‹ auf ihn warten und ihn in die Problematik der ›Abteilung‹ einführen werde.

Man erwartete ihn gegen 21.00 Uhr in der Hotelbar. Dr. Chancer, den Morell nicht kannte, würde persönlich auf ihn zukommen. Genügend geheime Fotos von Frank standen zur Verfügung, und so

war kaum zu befürchten, daß Dr. Chancer den Falschen ansprach.

Frank Morell hatte heute nur noch den halben Tag im Konstruktionsbüro verbracht.

Normalerweise wäre er sofort losgefahren, um morgen in Rosas zu sein. Doch die Begegnung mit Chancer verschob seine Fahrt um einen Tag.

Die freie Zeit hatte Morell genutzt, um weiter in alten Büchern zu lesen, die er sich in antiquarischen Buchhandlungen und auf Flohmärkten besorgte.

Frank Morell war auf der Suche nach sich selbst…

Der Fund des Mirakelkristalls seinerzeit unter den drei uralten Eichen in der Nähe von Bad Homburg, ging auf starke Traumerlebnisse zurück, unter denen er monatelang stand. Mit Hilfe eines ortsansässigen und mit ihm befreundeten Psychologen war es ihm gelungen, die Bedeutung der Träume und ihre Botschaft zu enträtseln.

Dabei erfuhr er, daß er schon mal existierte – allerdings nicht als Mensch, sondern als Dykte. Das war eine menschenähnliche Rasse auf einem fernen, wunderbaren Stern, der den Namen Tala-Mar trug. Die Dykten beherrschten die reinste Form der kosmischen Energie, luden sich damit auf, und all das, was einem Menschen unmöglich und märchenhaft vorkam, beherrschten sie geistig und körperlich. Erfüllt vom kosmobiologischen Kraftstrom war es ihnen möglich, die Anziehungskraft ihres Planeten zu verlassen und sich in den freien Raum zu schwingen wie ein Vogel in die Luft.

Sie konnten im Universum existieren wie auf ihrer mit Atmosphäre versehenen Welt. Sie benötigten keine Schutzkleidung und waren nicht den drastischen Gegensätzen zwischen eisiger Kälte und glühender Hitze ausgesetzt, weil ein Kraftfeld als feine Aura ihren Körper umhüllte und sie schützte.

All diese Besonderheiten hatte auch Frank Morell Stück für Stück an sich entdeckt.

Mit Hilfe des Dyktenkristalls, der aussah wie ein geschliffener Halbmond, der die Urkräfte des Kosmos' geballt in sich trug, konnte er jederzeit von Frank Morell zu Mirakel, dem fliegenden Wundermann, werden.

Der Mann mit dem braunen Haar warf einen letzten kritischen Blick auf das Spiegelbild und ging in das Wohnzimmer, um dort das Licht zu löschen.

Auf dem Tisch in der Mitte des Raums lagen noch Bücher, in denen Morell im Lauf des Tages geblättert hatte, aus denen er sich Stellen herausschrieb.

Die Mythen alter Völker hatten es ihm angetan.

Und das aus gutem Grund.

Aus den Sagen und Legenden glaubte er, einiges herauslesen zu können, was unter Umständen mit seiner eigenen Vergangenheit zu tun hatte. Diese Vermutung führte dazu, daß er oft auf Auslandsreisen große Bibliotheken aufsuchte, um dort seltene Bücher und Schriften zu studieren, die Texte vom Anbeginn der Menschheit enthielten.

Die Mythen versunkener Völker, der Okkultismus bekannter und unbekannter Volksstämme übten eine beinahe mythische Anziehungskraft auf ihn aus.

Die phantastischen Berichte aus fernster Zeit beruhten teilweise auf Wahrheit. Auch wenn dieser Wahrheitskern von allen möglichen Dingen umhüllt war, um ihn zu verbergen oder unkenntlich zu machen. Diesen Verdacht hatte Morell schon lange. Irgend etwas, irgend jemand schien Interesse daran zu haben, daß die volle Wahrheit verkleidet wurde, um sie nicht zu durchschauen.

Dafür gab es nur einen einzigen Grund. Niemand sollte erkennen, auf welche Weise das hochstehende Volk der Dykten ausgemerzt wurde oder gezwungenermaßen jene paradiesische Welt Tala-Mar verließ.

Das Schicksal dieses Volkes jedoch, das mal das seine gewesen war, interessierte ihn maßlos. Es war schließlich ein Teil seines Ichs… Er war Mensch geworden und Dykte zugleich. Nun war er Mensch und Dykte.

Einiges wies darauf hin, daß er möglicherweise der letzte des Großen Volkes war, der auf der Menschenwelt existierte. Aus anderen Quellen wiederum wurde ihm bewußt, daß seine Seele nicht absichtlich über die Jahrtausende hinweg in einer Schutzhülle aufbewahrt wurde, damit er in einem menschlichen Körper zu neuem Leben erwachen konnte. Auch die Seelen von verstorbenen Menschen waren immer wieder auf der Suche nach geeigneten Leibern, in denen sie ein verpfuschtes Leben nachholen konnten. Doch bei ihm war das anders.

Er hielt möglicherweise den Schlüssel in der Hand, der sein Volk befreite und zurückholte auf die Welt, die er bisher nur im Traum gesehen hatte. Tala-Mar…

Frank Morell verließ die Wohnung und ging über die ächzende Holztreppe nach unten.

Vor dem Haus stand ein beiger BMW 520, in den er stieg. Der Verkehr brandete unablässig durch die Straße. Er nahm ihn schon gar nicht mehr wahr.

Den Kopf voller Gedanken machte Morell sich auf den Weg zum ›City-Hotel‹, das in der Nähe des Hauptbahnhofs lag.

Der moderne Hochhausbau war schon von weitem zu erkennen, er ragte über die Dächer der anderen Gebäude hinweg.

Morells Kopf war angefüllt mit vielen Gedanken.

Er versuchte all das, was er für unwichtig hielt, zurückzudrängen und sich nur auf die Begegnung mit Dr. Chancer zu konzentrieren.

Die Tatsache, daß die D-Abteilung der UNO sich endgültig zu einem persönlichen Gespräch entschlossen hatte, konnte für ihn eine grundsätzliche Veränderung seines Lebens bedeuten. Wenn er mit Menschen zusammenkam, die über besondere Informationen und Erkenntnisse verfügten, dann war dies gut für ihn. Gemeinsam war man stärker. Das bewies sein Kontakt mit Björn Hellmark alias Macabros, jenen Mann, der durch die Verdoppelung seines Körpers an zwei Orten gleichzeitig sein konnte.

Wie Heilmark wurde auch Mirakel von Mächten attackiert, die aus der Finsternis kamen und mit dem Verschwinden oder Untergang des Dyktenvolkes etwas zu tun hatten.

Hellmarks Widersacher waren in erster Linie die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my und die sieben Hauptdämonen, die im Kampf gegen Freiheit und die Menschen ihre Werkzeuge waren.

Mirakels Feinde schienen ebenfalls eine Verbindung zu Rha-Ta-N'my zu haben, wie die zurückliegenden Abenteuer bewiesen. Doch im Mittelpunkt standen Gegner aus der Welt des Mikroskopisch-Kleinen. Auch dort herrschten dämonische Einflüsse vor, und Rha-Ta-N'my hatte eine besondere Abordnung in die Welt des Mikrokosmos' geschickt, um ihren Herrschaftsbereich abzusichern.

Diese Gegner waren Shab-Sodd, der Dämonenzeuger, Nh'or Thruu, der Irre von Zoor, und Utosh-Melosh-Orsh, der dreiköpfige Lügengott.

Die beiden letzten Dämonengottheiten wurden grundsätzlich in einem Atemzug genannt. Nh'or Thruu und Utosh-Melosh-Orsh gehörten auf eine geheimnisvolle Weise zusammen. Diese Verbindung aber war Morell noch ein Rätsel.

Fest stand nur eins. Die Gefahren aus der Welt des Atoms waren real. Sie bedrohten nicht nur ihn, sondern auch andere, wie der letzte Angriff durch Nh'or Thruu bewiesen hatte. Auf noch ungeklärte Weise war aus der Welt des Unsichtbaren eine riesige Schlange mitten in der Großstadt aufgetaucht, hatte Furcht und Schrecken und den Tod verbreitet… Nur mit knapper Mühe war er noch mal dem Unheil entkommen und zurückgekehrt in die normale Welt der dritten Dimension, in der er wieder zu seiner Körpergröße zurückfand.

Auf dem hoteleigenen Parkplatz gab es einige freies Einstellflächen.

Frank Morell lief die breiten Marmorstufen zum Eingang empor.

Dort stand ein livrierter Hotelangestellter in goldbrauner Samtjacke, beiger Hose und weißen Handschuhen. Revers und Ärmel des Jacketts waren mit Goldborten umsäumt.

Morell drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand und durchquerte den großen Empfangssaal, in dem ein Leben herrschte wie auf dem

Bahnsteig eines Zentralbahnhofs.

Die Rezeption erinnerte ihn an eine Ladentheke. Sie war zehn Meter lang, hinter ihr arbeiteten sechs Angestellte.

Es war ein Kommen und Gehen.

In die Halle mündeten alle Türen, führten breite Stufen in die höheren Räume und kamen die vier Aufzüge nicht zur Ruhe.

Lichter blinkten auf, ein leises Klingelzeichen ertönte, wenn ein Aufzug im Parterre eintraf.

Abseits in einer großen Nische, ausgelegt mit schweren Perserteppichen, befand sich einer der Aufenthaltsräume. Der Innenarchitekt hatte sich einiges einfallen lassen. Große, eingebaute Aquarien, indirekt beleuchtet, und viele echte Grünpflanzen, die tagsüber ihr Licht durch eine runde Glassteindecke erhielten, verliehen der Nische den Eindruck eines exotischen Gartens.

Unweit des Eingangs gab es mehrere, nebeneinander liegende Schalter, an denen man Briefmarken, Postkarten und internationale Zeitschriften erstehen konnte. Selbst um diese Zeit hatte noch ein Juwelier geöffnet, der eine elegant gekleidete Dame beriet, wie durch die Glastür zu sehen war.

Im Parterre befanden sich die beiden Restaurants, ein Grillraum, eine rustikale Bauernstube und zwei Bars, die die Bezeichnung ›Tanzpavillon‹ und ›Kaminstube‹ trugen.

In der ›Kaminstube‹ herrschte eine angenehme Atmosphäre. Grüne Velourswände, weinrot ausgestattete Nischen, in denen flache Tische standen, um die sich weich gepolsterte, bequeme Sessel gruppierten.

Mittelpunkt der Bar war der Kamin. Um ihn gruppierte sich die Theke. Im Hintergrund prasselte das offene Feuer und schuf eine gemütliche Atmosphäre, die durch das Kerzenlicht auf den Tischen noch unterstrichen wurde.

Die ›Kaminstube‹ war nicht sonderlich groß. Es hielten sich auch nur wenige Gäste auf.

Gleich beim Eintreten erkannte Morell rechts in einer Nische ein junges Paar, das sich angeregt unterhielt. Weiter hinten saß in einem Clubsessel ein einzelner Mann, der bequem zurückgelehnt, die Beine übereinander geschlagen hatte und seine Pfeife stopfte.

Durch geschickte Einteilung der Räumlichkeit war man an den Tischen wirklich unter sich.

Mit raschem Blick vergewisserte sich Frank Morell über die Zahl der Anwesenden.

Am Tisch links der Nische, beleuchtet vomKerzenschein, saß eine gut aussehende, schwarzhaarige junge Frau, die ihm ein leichtes Lächeln schenkte, als er eintrat.

Er erwiderte dieses Lächeln. Das Heben ihrer Augenbrauen hätte ihn normalerweise veranlaßt, an ihrem Tisch Platz zu nehmen und

ihre Gesellschaft zu suchen.

Doch er war mit Dr. Chancer verabredet…

Auf den hochbeinigen Barhockern rund um die Theke saßen sechs Personen.

Vier Männer und zwei Frauen.

Ein Paar stammte aus Indien. Die Frau trug einen violetten Sari, der mit Goldornamenten bestickt war. Die Schöne unterhielt sich mit einem hochgewachsenen, gut aussehenden Mann, der einen cremefarbenen Anzug trug und eine auffallend bunt gemusterte Krawatte.

Morells Blicke streiften die Anwesenden, die auf den Eintretenden gar nicht achteten.

Auf dem weichen Teppichboden waren Franks Schritte nicht zu vernehmen, als er eine Nische ansteuerte, von der aus er sowohl den Eingang, als auch die Bar überblicken konnte.

Die dunkelhaarige, einsam am Tisch sitzende Frau sah ihm mit bedauerndem Achselzucken nach.

Frank Morell studierte die Getränkekarte und bestellte beim Kellner einen Campari-Orange.

Auf den Tisch wurde ihm eine Schale mit Knabbergebäck und Mandeln gestellt.

Morell saß nicht lange allein.

Wenige Minuten nach seiner Ankunft löste sich ein Mann von der Bartheke und verließ die ›Kaminstube‹.

Einen Augenblick später kam der Gast mit einer Zeitschrift wieder zurück. Die hatte er offensichtlich am Kiosk geholt. Es war ein populärwissenschaftliches Magazin.

Der Mann kehrte nicht wieder auf seinen Platz an der Bar zurück, wo sein leeres Glas stand, sondern nahm in unmittelbarer Nachbarschaft Morells Platz.

Für den jungen Deutschen war das Verhalten des fremden Gastes augenfällig.

Auch Morell kannte diese Zeitschrift. Es war eine amerikanische Ausgabe.

»Sie sind Mister Morell, nicht wahr?« sagte da der Mann am Nebentisch, während er ohne aufzublicken eine Seite aufschlug.

»Ja…«

»Dann ist’s gut. Wenn es Ihnen recht ist, können wir unser Gespräch beginnen.«

»Aber doch nicht hier?« entgegnete Frank Morell sofort.

»Natürlich nicht. Wir lernen uns hier kennen, plaudern ein wenig und nachher verlassen wir gemeinsam die Bar. Einverstanden?«

»Einverstanden!«

Genauso kam es.

Der Mann, der sich ihm als Dr. Chancer vorgestellt hatte, las noch einige Augenblicke, kam dann – wie durch Zufall für einen anderen Beobachter – ganz beiläufig mit Morell ins Gespräch, und schließlich saßen die beiden Männer an einem Tisch zusammen und unterhielten sich sehr lebhaft.

Eine knappe Stunde später verließen sie gemeinsam die ›Kaminstube‹.

Als die Tür, die von einem schweren Samtvorhang links und rechts flankiert wurde, lautlos hinter ihnen zufiel, wandte der Inder in dem cremefarbenen Anzug kaum merklich den Kopf.

»Sie sind fort, Siddha«, bemerkte er leise in bengalischer Sprache, griff in die Innentasche seines Jacketts und legte einen Geldschein neben sein halbvolles Glas auf die Bartheke. »Es ist so weit. Das Spiel kann beginnen…«

Die Inderin glitt graziös von ihrem Hocker. Ihr Begleiter faßte sie zärtlich am Oberarm, nickte den anderen Gästen an der Theke grüßend zu, und dann gingen beide gemeinsam durch die gleiche Tür nach draußen wie zuvor Dr. Chancer und Frank Morell.

»Du, Siddha, gehst auf's Zimmer und bereitest alles vor. Wenn wir erfolgreich sein wollen, müssen wir noch heute nacht alles erledigen…«

»In Ordnung. Du kannst dich auf mich verlassen…«, sie lächelte ihm zu und schenkte ihm aus ihren Glutaugen einen vielsagenden Blick.

Als das indische Pärchen aus der Bar kam, sah es gerade noch, wie Morell und Dr. Chancer im zweiten Aufzug verschwanden.

Die Inder machten sich nicht die Mühe, der Leuchtanzeige über der Lifttür besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie wußten genau, wo das Zimmer Dr. Chancers sich befand. In der elften Etage, Zimmernummer 1108.

Daß auch sie im gleichen Stockwerk ein Doppelzimmer belegt hatten, war kein Zufall.

Ihr Zimmer trug die Nummer 1109.

Das Pärchen benutzte den vorderen Aufzug.

Als er oben ankam, war auf dem breiten, luxuriös ausgestatteten Korridor weit und breit keine Spur von den beiden Männern zu sehen.

Die junge Inderin, die der Mann mit Siddha angesprochen hatte, suchte sofort das gemeinsame Apartment auf, während ihr Begleiter einige Türen weiterging und vor einer stehen blieb, an der sich ein rotes Schild mit weißer Aufschrift befand.

›Kein Zutritt. Privat‹

Der Hotelgast kümmerte sich nicht darum. Mit einem Blick in die Runde vergewisserte er sich, daß niemand in der Nähe war, der ihn beobachtete. Dann drückte er die Klinke herab und huschte in die

dunkle Kammer, von der aus ein verwinkelter Korridor zu einem kleinen, vergitterten Fenster führte.

Die verschachtelte Kammer enthielt Regale mit frischer Bettwäsche und Handtüchern. Die Putzgeschirre der Zimmermädchen standen fein säuberlich nebeneinander. Hier wurden Staubsauger aufbewahrt und Kästen mit Putzmitteln. Weiter hinten standen Karren und Körbe, in denen zusammengeknüllte, schmutzige Wäsche lag.

Der Inder öffnete das Fenster, griff dann nach außen und nahm mit einem kurzen Ruck das Gitter vor der Fensteröffnung weg.

Alles war vorbereitet.

Nun würde sich zeigen, ob die Falle für Mirakel diesmal so klug aufgebaut war, daß er sie nicht durchschaute.

In der Vergangenheit hatte dieser Mann, der sowohl Mensch als auch Dykte war, bewiesen, daß er verstand zu kämpfen, daß er seine Fähigkeiten und Kräfte für eine gerechte Sache einsetzte.

Aber diesmal hatte Mirakel seinen Meister gefunden.

Der Inder erklomm mit einem federnden Schwung die Innenseite der Fensterbank und ging in die Hocke. Die Dunkelheit ringsum hüllte ihn ein. Das war sein bester Schutz. Er konnte unten von der Straße aus nicht gesehen werden.

Wäre jetzt Björn Hellmark, der Herr über Marlos, an Ort und Stelle gewesen und hätte einen Blick in dieses Gesicht werfen können – er wäre fassungslos gewesen.

Dieser Mann rettete ihm vor Jahren das Leben, als er durch dämonische Hinterlist in das Mikroreich entführt wurde! Das war der Inder – Lekarim!

Lekarim aber war der Name von Mirakel, spiegelverkehrt gelesen…

Bedeutungsvoll?

Nicht für Björn Hellmark – aber für Mirakel, den Dyktenmann, dem ein tödlicher Feind erwachsen war…

*

Sie war von den Ereignissen noch so erfüllt, daß es einige Zeit dauerte, ehe sie zur Ruhe kam.

In dem kleinen Restaurant aß Alexandra Becker zu Abend. Aber so recht schmeckte es ihr nicht.

Sie nahm sich vor, morgen nach Llansa zu fahren und der Frau einen Besuch abzustatten. Vielleicht wußte man in der Zwischenzeit dann auch schon Näheres über das ungewisse Schicksal ihres Mannes.

Alexandra trank ein Glas Sangria und fing langsam an, sich vom Alltag zu lösen.

Sie war hierher gekommen, um sich nach einem Jahr Arbeit zu

erholen.

Mit Frank Morell hatte sie vereinbart, nach ihrer Ankunft in Rosas anzurufen, sobald sie imstande dazu war.

Jetzt war sie fähig dazu und hatte außerdem das Verlangen danach.

Sie ging zu der schwarzhaarigen, an eine rassige Zigeunerin erinnernden Spanierin an die Theke, gab ihr die Nummer und bat darum, gerufen zu werden, wenn die Verbindung klappte.

Es verging eine Viertelstunde… eine halbe… Das Mädchen gab ihr mehrere Male durch ein Achselzucken zu verstehen, daß die Leitungen nach Deutschland offensichtlich gestört waren.

Da ging Alexandra Becker abermals zu ihr hin. »Aber er muß da sein. Kommen Sie nicht durch?«

»Doch, aber niemand geht an den Apparat…«

Ob falsch gewählt wurde?

»Darf ich's mal allein versuchen, Senorita?« fragte sie lächelnd.

»Aber selbstverständlich. Por favor…«

Das Mädchen hinter der Theke führte die Touristin zum Telefonapparat.

Alexandra versuchte ihr Glück. Ebenfalls vergeblich: Frank ging nicht an den Apparat!

Nach zehn Minuten gab sie es auf und ging in den Bungalow Nummer 5, den sie gemietet hatte.

Eine Weile noch saß sie in dem abgedunkelten Zimmer und schaute durch das große Panoramafenster hinunter in die Bucht und über das Meer, das mit dem nächtlichen Himmel verschmolz.

Sie genoß die Stille, die entspannte Atmosphäre, den wunderbaren Blick in die Weite.

Ja – hier würde sie sich schon erholen.

Da sah sie den Schatten…

Alexandra Becker fuhr zusammen wie unter einem Peitschenhieb.

Ihr Körper spannte sich.

Da war jemand auf der Terrasse!

Der Schatten war von der Seite her auf die Tür gefallen – und wieder verschwunden.

Hatte sie sich getäuscht?

Wer sollte sich um diese Zeit in der Nähe dieses von ihr gemieteten Terrassenhauses aufhalten? Die Grundstücke zu den anderen Gebäuden waren durch hohe, weißgekalkte Mauern voneinander getrennt, so daß jeder Urlauber tatsächlich für sich war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß einer auf die Idee gekommen war, die Mauer zu überklettern, um nachzusehen, wer sich hier im Haus aufhielt.

Vielleicht doch?

Ein Einbrecher?

Alexandra Becker sprang lautlos von dem ausladenden Sofa, eilte auf Zehenspitzen zur Terrassentür und hielt sich atemlos hinter dem Vorhang im Dunkeln.

Draußen blieb alles still. Da war auch kein Schatten mehr, wie sie zuerst gemeint hatte.

Als drei Minuten vergangen waren, wagte sie es, den Klappverschluß der Tür zu öffnen.

Vorsichtig verbreiterte sie den Spalt. Die kühle Meeresluft wehte in ihr erhitztes Gesicht.

Alexandra warf einen Blick zur Seite.

Die Hauswand und das nach wenigen Schritten angrenzende Mauerwerk zum Nachbargrundstück waren halb durch mannshohe Büsche verdeckt.

Da konnte sich leicht jemand verbergen, der vor wenigen Augenblicken noch vor der Tür gestanden hatte.

Unwillkürlich kam ihr dieser Gedanke, als sie auf die breite Terrasse trat, vor der ein gepflegter Rasen sanft abfiel.

Plötzlich geschah es…

Halb vom Gebüsch verdeckt, halb vom Schatten hatte sie den Lauernden förmlich übersehen.

Da trat er vor.

Alexandras Kopf flog herum.

Ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen, als sie sah, was auf sie zukam!

»Neeeiiinnn!« Der Aufschrei drang über die Lippen der jungen Frankfurterin. Laut und schrill hallte er durch den Innenhof des Gebäudes Nr. 5, wurde vom Wind mitgerissen und verlor sich klagend und langgezogen in den Bergen über ihr.

Das war kein Mensch!

Vor ihr stand ein mannsgroßes Insekt mit einem nach vorn geneigten, spitz zulaufenden Schädel, langen Armen, die in röhrenförmigen Fingern ausliefen.

Alexandra Becker schrie wie von Sinnen und reagierte augenblicklich.

Beiläufig nur nahm sie den überraschten Zischlaut wahr, der aus dem Maul des Unheimlichen drang, dann war sie schon an der Tür.

Der andere reagierte eine Zehntelsekunde zu langsam.

Schreiend durchquerte die Touristin das Zimmer, riß die Tür auf, stürzte in den Korridor und wollte von dort auf den schmalen Weg fliehen, der ins Dorf führte.

Der Verfolger war hinter ihr.

Mit weit ausholenden Schritten durchquerte er die Räume, holte rasch auf und sie hörte seinen fauchenden Atem und das Knirschen seiner schwarzgoldenen Lederrüstung hinter sich, in der er steckte.

Alexandra Becker glaubte zu träumen.

Ein mannsgroßes Insekt in einer Ritterrüstung verfolgte sie!

»Hiiilllfffeee… Hiiilllfffeee…«, hallten ihre Schreckensschreie durch die Nacht. Warum kam denn niemand, um ihr zu helfen?

So schnell ihre Beine sie trugen, eilte die junge Deutsche über die schmalen, steilen Treppen nach unten und erreichte die Straße, die von der Siedlung wegführte.

Der Wind kühlte den Schweiß auf ihrer Stirn. Heiß fühlte die Fliehende den Atem des Verfolgers in ihrem Nacken.

Alexandra Becker beschleunigte ihre Schritte, bis sie taumelte.

Plötzlich stolperte sie über ihre eigenen Füße, stürzte die scharfkantige Treppe nach unten und überschlug sich mehrere Male. Es war wie ein Wunder, daß sie außer Hautabschürfungen und blauen Flecken keine Verletzungen davontrug, sich gar einen Arm oder ein Bein brach.

Am Boden liegend, sah sie die unheimliche Gestalt wie ein Gespenst von einem anderen Stern vor sich auftauchen.

Der Insektenmensch riß blitzschnell das Schwert aus der Lederscheide seiner Rüstung und ließ es auf sie herabsausen…

*

Sollte dies das Ende sein?

Alles in Alexandra Becker wehrte sich gegen den Tod, der sie auf eine so unglaubliche und ungeheuerliche Weise ereilen sollte…

Die junge Frankfurterin mit der blonden Pferdeschwanzfrisur gab einen wilden Aufschrei von sich, warf sich herum und rollte sich einige Stufen weiter nach unten.

Keine Sekunde zu früh!

Das Breitschwert krachte mit voller Wucht auf die Treppe.

Funken sprühten, der Stein barst. Wie Hornissen schwirrten die scharfkantigen Splitter durch die Luft. Einige trafen Alexandra am Kopf. Dies mit solcher Wucht, daß sie Platzwunden verursachten.

Die junge Deutsche nahm keine Rücksicht mehr darauf, wie sehr sie sich beim Kugeln über die Treppe verletzte. Das war alles viel wenige, als ein tödlicher Hieb mit dem Schwert.

Was ging hier vor?

Ihr Hirn fieberte.

Sie kam unten auf der letzten Stufe an, blieb quer auf dem kalten Steinweg liegen.

Ihre Glieder schmerzten. Sie kam sich vor wie durch eine Mangel gedreht. Ihr Herz jagte, und kalter Angstschweiß perlte auf ihrer Stirn.

Mit ruckartiger, roboterhafter Bewegung brachte sie ihren Kopf in die Höhe und starrte die Treppe empor, wo sie die unheimliche

Gestalt die Stufen herabeilen und förmlich auf sie zufliegen sah.

Alexandra Becker hatte keine Kraft mehr, sich zu erheben.

Sie war zu erschöpft, um abermals nach Hilfe rufen zu können.

Aber im Nachbarhaus reagierte endlich jemand auf die Schreie von vorhin.

Eine Terrassentür klappte, Schritte waren zu hören… Die Geräusche mischten sich unter das trockene Rascheln, das die bizarren Beine des Insektenmenschen verursachten, wenn die Chitinhüllen sich aneinander rieben.

Kam endlich Hilfe aus der Nachbarschaft? Sie hörte nun auch laute Stimmen aus dem nahen Restaurant, das zur Anlage ›Las Jardines‹ gehörte.

Frank, waren ihre Gedanken. Frank, wenn du doch bloß hier wärst…

Dann war das menschengroße Insekt mit dem spitzen, bizarren und furcheinflößenden Schädel über ihr.

Der Verfolger ließ sein Schwert in die Scheide gleiten, bückte sich, riß Alexandra Becker in die Höhe und warf sie sich wie einen zusammengerollten Teppich über die Schulter.

Dann jagte er über die Stufen nach oben in seltsam schaukelnder, federleichter Gangart, als würde er darüber schweben…

Die Dunkelheit im Innern des Terrassengartens war für ihn der beste Schutz.

Als im Nachbarhaus die Tür aufging und sich auch im Hintereingang des Restaurants einige aufgeschreckte Bewohner zeigten, tauchte das unheimliche, menschengroße Insekt in den Kernschatten des Hauses.

Es durchquerte den Korridor, dann das große Wohnzimmer mit dem offenen Kamin und lief auf die Terrasse bis zu dem Buschwerk, wo es sich vorhin versteckt hielt.

Alexandra Beckers Sinne waren vor Schmerzen und Angst halb betäubt. Sie bekam nicht mit, wie die Zweige ihr Gesicht streiften, wie sie sich in ihrem langen Haar verfingen.

»Da ist er!« schrie plötzlich ein Mann durch die Dunkelheit.

Der Kopf des Rieseninsekts flog herum. Aus seinen schillernden Facettenaugen blickte es zur Mauer, die das Grundstück von dem nebenanliegenden trennte.

Auf der Mauer stand ein Mann!

Er deutete mit ausgestreckter Hand auf den Unheimlichen, der sich in der Dunkelheit kaum hervorhob. Im Gegensatz zu Alexandra Becker, deren helle Kleidung und blondes Haar förmlich leuchteten.

»Dort… er ist genau auf der anderen Seite der Mauer… Kommt schnell!« Mit diesen Worten sprang der Mann in die Tiefe.

Federnd kam er auf.

Er war jung, muskulös, trug hauteng anliegende Blue Jenas, die in den Nähten krachten, als er sich aufrichtete. Sein Oberkörper war nackt.

Der mutige Helfer spurtete auf den Unheimlichen zu. »Mach' keinen Unfug, mein Junge«, sagte er in deutscher Sprache, ohne zu wissen, ob der andere ihn verstand. »Fasching ist vorbei. Jetzt kommt die Demaskierung…«

Mit diesen Worten warf er sich nach vorn.

Das monsterhafte Insektengeschöpf, das aufrecht auf zwei Beinen ging wie ein Mensch, vollzog eine scharfe Drehung nach rechts. Gleichzeitig riß es das Breitschwert aus der kräftigen Lederscheide seiner Rüstung.

Diese bestand hauptsächlich aus weichem, elastischem Leder, das knirschend jeder Bewegung nachgab.

Der mutige Tourist erkannte die tödliche Gefahr zu spät und lief genau in das Schwert.

Mit einem gurgelnden Aufschrei brach der Getroffene in die Knie.

Das unheimliche Insekt kümmerte sich nicht um den Sterbenden.

Mit einem Sprung landete es mitten im Gebüsch.

Zweige krachten, Äste brachen.

Der am Boden liegende Deutsche starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Buschwerk, preßte die Hand auf die Wunde und kroch die letzten Meter, die ihn vom Gebüsch trennten, weiter.

Er konnte sich nicht vorstellen, wohin der Fliehende sich eigentlich wenden sollte. Genau hinter dem Gebüsch stießen Hauswand und Begrenzungsmauer zum Nachbargrundstück zusammen.

Peter Gerlitz aus Köln sah in den letzten Sekunden seines Lebens etwas, das sein Gehirn nicht begriff.

Zitternd kam seine rechte Hand nach vorn, drückte das Blattwerk unmittelbar über dem Boden zusammen und blickte in die Zwischenräume der Äste.

Er kam sich vor wie ein Riese.

Was da vor ihm weglief, war ein Insekt, das aufrecht auf zwei Beinen ging, eine Lederrüstung trug und sich über die Schulter einen Menschen geworfen hatte. Doch die Gestalten waren jetzt nur noch – bleistiftgroß!

*

Die Augen des Sterbenden wurden groß wie Untertassen.

Eine Minute noch lebte Peter Gerlitz und erlebte den Alptraum seines Daseins.

Auf einer freien Fläche, die aus der Sicht dieser winzigen Gestalten eine Lichtung mitten im Gebüsch war, registrierte der Schwerverletzte

einen mattsilbernen Gegenstand. Der war etwa dreißig Zentimeter hoch und hatte eine Durchmesser von zehn Zentimetern.

Es war eine Miniaturrakete!

Das fahle, fluoreszierende Schimmern aus dem Innern der Rakete erhellte die unmittelbare Umgebung des Objekts.

Der verkleinerte Insektenmensch, der mit jedem Schritt auf die Rakete zu noch mehr schrumpfte, wandte den Kopf und blickte den Weg zurück, den er gekommen war.

Dieser riesige Schädel von Peter Gerlitz mußte für ihn sein wie ein gigantischer Berg, in dem zwei große, ungläubig starrende Augen sich bewegten.

Der Entführer Alexandra Beckers war vor den Augen Peter Gerlitz' nur noch ein winziger, formloser Punkt, den er kaum noch ausmachen konnte.

Der Fliehende verschwand in einer sechseckigen Öffnung der Rakete, die sich lautlos und schnell vor den Augen des menschlichen Beobachters schloß.

Eine Halluzination? Die Vision eines Sterbenden, dessen Hirn mit jedem schwächer werdenden Herzschlag nur noch minimal mit Sauerstoff versorgt wurde?

Dann ein helles, pfeifendes Geräusch.

Die Miniaturrakete hob ab!

Kerzengerade jagte sie in den nächtliches Tunnel in die Unendlichkeit. Das mysteriöse Objekt wurde von der Schwärze verschluckt…

*

Dann war die anderen heran.

Drei Männer aus dem Restaurant erreichten den Terrassengarten, in dem Peter Gerlitz schweratmend auf dem Boden lag.

Ein Verfolger kümmerte sich sofort um ihn und glaubte im ersten Moment, daß der Deutsche nur gestolpert und gefallen war.

Dann sah er voller Entsetzen die klebrige Lache auf dem Boden und das Blut oberhalb der Hüfte des Liegenden.

»Verdammt noch mal!« schrie der Mann bei Gerlitz. »Das Schwein hat ihn niedergestochen… Ruft die Polizei… einen Arzt. Schnell!«

Mit diesen Worten drehte er Peter Gerlitz langsam auf die Seite, um zu sehen, was er für den Verletzten tun könne.

Als er die klaffende Wunde unmittelbar unterhalb des Herzens erblickte, wußte er, daß hier jede Hilfe zu spät kam.

Gerlitz wollte noch etwas sagen, doch seine Stimme versagte ihm den Dienst.

Er starb in den Armen des Mannes, der ihn gefunden hatte.

Wo aber war der Mörder?

Er konnte diesen Terrassengarten unmöglich verlassen haben, ohne daß es aufgefallen wäre. Es war kaum damit zu rechnen, daß er mit seiner Last auf der Schulter eine der Begrenzungsmauern überwand. Er mußte sich noch im Garten aufhalten. Zwischen den Büschen?

Im Haus?

Der Spanier richtete sich neben dem Toten auf, blickte dann aufmerksam und irritiert in die Runde. Er winkte zweien seiner Begleiter, während die mit ihnen angekommene Frau den Weg zurücklief, um Arzt und Polizei zu benachrichtigen.

»Wenn Sie sich da drin aufhalten, kommen Sie auf der Stelle ’raus!« rief einer der Spanier in das Dickicht. »Wir wissen, daß Sie sich dort verbergen…«

Einer der Männer war zu dem offenen Kamin neben der Terrasse zurückgegangen und hatte sich mit einem schmiedeeisernen Schürhaken bewaffnet.

Er gesellte sich wieder zu seinen Begleitern und durchsuchte gemeinsam mit ihnen das Gebüsch.

Da war jedoch niemand…

Und noch während die drei verzweifelt Ausschau hielten nach dem geflohenen Entführer, ging mit dem Toten etwas Eigenartiges und Unheimliches vor.

»Schaut euch das an!« rief der Mann, der zuerst eingetroffen war. »Das gibt es doch nicht… sagt, daß ich träume…«

Seinen Worten folgte ein leises, ängstliches Stöhnen.

Die Leiche des Peter Gerlitz erschien plötzlich in einem fahlen, stumpfen Licht, das aus dem Innern des Körpers zu kommen schien.

Der Tote wurde durchsichtig, als bestünde seine Haut plötzlich aus Glas!

Deutlich war die Lage der Organe zu sehen, der Verlauf der Muskeln und Sehnen, das Geflecht der Adern und Gefäße. Peter Gerlitz wirkte wie ein Demonstrationsmodell für einen angehenden Mediziner.

Die Männer in seiner Nähe wichen zurück.

Hier ging etwas nicht mit rechten Dingen zu! Das war Gespensterwerk… ein Mensch konnte sich im Tod nicht verändern. Nicht auf eine solche Weise!

War dieser Vorgang schon beängstigend… es blieb nicht dabei. Noch unheimlicher wurde es den Beobachtern zumute, als sie Zeuge des weiteren Verlaufes wurden.

Peter Gerlitz’ Leiche war plötzlich nur halb so groß.

Er hatte den Körper eines Kindes!

Und der verkleinerte sich wieder von einer Sekunde zur anderen um die Hälfte. Vor ihnen lag ein Mann mit den Maßen eines

Säuglings…

Noch immer gab es kein Ende des mysteriösen, erschreckenden Schrumpfungsprozesses.

Peter Gerlitz war nur noch etwa fünfzehn Zentimeter groß… dann nur noch sieben, und sein Körper hatte einen Durchmesser, der der Dicke eines Bleistifts entsprach!

Die Beobachter standen vor Entsetzen starr. Ihre Haare sträubten sich.

Peter Gerlitz war jetzt nur noch drei Zentimeter groß… jetzt eineinhalb… jetzt nur noch eine Winzigkeit, ein dunkler Fleck auf dem Boden, der sich zwischen dem Gras nicht mehr abhob…

Und dann war der Tote verschwunden! Er war so sehr geschrumpft, daß er mit bloßem Auge nicht mehr zu erkennen war.

»Die Polizei ist da!« rief da die junge Spanierin von der Terrasse des Hauses, durch das sie kam. »Nun wird sich alles aufklären. Wo ist der Tote?« fragte sie plötzlich überrascht.

»Keine Ahnung«, antwortete achselzuckend und mit tonloser Stimme einer der Männer. »Er ist verschwunden… er muß irgendwo da zwischen dem Gras liegen, aber so winzig klein, daß selbst eine Erdkrume ein Universum für ihn ist. Wenn wir das den Polizisten erzählen, werden sie uns glatt für verrückt halten. Es ist nichts mehr da von ihm! Nicht die geringste Spur! Selbst die Blutlache ist so klein geworden, daß man sie mit bloßem Auge nicht mehr sehen kann…«

*

»… es hat einige Zeit gedauert, bis wir es wagen konnten, diese persönliche Begegnung einzuleiten«, sagte der Amerikaner zu Frank Morell.

Das Hotelapartment Dr. Chancers bestand aus Schlaf- und Wohnraum, Bad und Toilette. Der Schlafraum war durch einen Vorhang vom Zimmer getrennt, in dem sich Frank und sein Gastgeber aufhielten.

Eine schwere, ausladende Polstergarnitur bestimmte die Einrichtung des Zimmers. Der Marmortisch war niedrig, und ein großer Aschenbecher stand darauf. In der Ecke hinter Morell brannte eine Stehlampe mit einem bernsteinfarbenen Pergamentschirm. Die Vorhänge am Fenster waren nicht zugezogen. Schwarz und sternenlos war der Abendhimmel über Frankfurt.

»Das ist nur gerechtfertigt«, nickte Morell. »Sie werden eine Zeit gebraucht haben, um sicher zu sein ob ich derjenige bin, den Sie zu Ihrem Gesprächspartner machen wollen…« fügte er lächelnd hinzu.

Chancer nickte. Er war ein Mann, der ernst und nachdenklich wirkte. Eine gerade, etwas zu große Nase bestimmte den Ausdruck

seines Gesichts. Sein Kinn war energisch und verriet die Kraft, die in ihm steckte. Chancer wußte genau, was er sollte, und nahm mit voller Energie eine Sache in Angriff und zog sie durch.

»Das war ein Grund, Mister Morell. Auf der einen Seite durften wir nichts übereilen, andererseits jedoch war es notwendig, so schnell wie möglich zu erkennen, ob es Sie wirklich gibt oder nicht. Ein Mensch, der fliegen kann! Ein uralter Menschheitstraum… Wir haben in den letzten Jahren viel dazugelernt und erkannt, daß man eigentlich nichts abstreiten kann. Man kann etwas in Frage stellen, das ist alles. Dann aber beginnt die Kleinarbeit, um Erkenntnisse zu sammeln, um Beweise zu erhalten… Und gerade für uns, deren Mission unter Geheimhaltungsstufe 1 läuft, stellen sich da stets die größten Probleme. Wir wissen um die Tatsache, daß Dämonen manipulieren, daß sie von Menschen seelisch, geistig und nicht selten auch körperlich Besitz ergreifen. Die alten Geschichten von den Besessenen, die schon in der Bibel ihren Niederschlag fanden, gehen schließlich auf tatsächliche Begebenheiten zurück. Aber auch die Dämonen haben gelernt.«

Frank Morell nickte zu Chancers Worten. »Wem sagen Sie das. Ich hatte mehr als einen Zusammenstoß mit ihnen, ich weiß, wie geschickt sie es heute verstehen, sich zu tarnen. Jahrtausende des Lernens wirken sich schließlich aus. Wir mußten ganz sicher sein, daß Sie nicht zu ihnen gehören, sondern ihr erklärter Gegner sind. Wir müssen deshalb so vorsichtig sein, weil wir wissen, daß dämonische Schergen schon in höchsten Stellen sitzen und kaum noch zu entlarven sind. Satanische Diener beherrschen entscheidende Machtpositionen, und ihr Einfluß wirkt sich überall aus. Wir wissen heute, daß es nicht immer menschliche Entscheidungen sind, die dies oder jenes herbeiführen und die eben nicht dazu angetan sind, das Zusammenleben zwischen den verschiedenen Völkern zu fördern.«

Die beiden Männer unterhielten sich ausführlich über die anstehenden Probleme.

Beide waren froh, daß dieses Zusammentreffen in einer so klaren und freundschaftlichen Atomsphäre stattfand.

Zum ersten Mal in seinem Leben war Frank Morell bereit, von seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten, über die er als Dykte verfügte, zu berichten. Außer Dr. Kurt Felkmann, jenem freipraktizierenden Psychiater und Hypnotiseur, der seine Träume deutete und in Tiefenhypnose seine Erinnerung bewußt machte, hatte er keinem etwas von seinen besonderen Lebensumständen geschildert.

Dr. Chancer gab, soweit er es verantworten konnte, jene Erklärungen ab, die notwendig waren, damit Frank Morell sich einen Eindruck von der ›Dämonen-Abwehr-Gruppe‹ der UNO machen konnte. Er war erstaunt darüber, wie durchorganisiert diese Abteilung

bereits war. Kontaktstellen der D-Agenten existierten überall in der Welt. Sie waren als Reisebüros in allen größeren Städten der Erde getarnt.

Die Begegnung zwischen Morell und Dr. Chancer solle dazu führen, daß der Frankfurter anfing, sich über seine hervorragende Stellung den unheimlichen Mächten der Finsternis gegenüber Klarheit zu verschaffen.

»Sie wissen, weshalb ich gekommen bin«, schloß Chancer seine Ausführungen.

»Ich ahne es zumindest«, entgegnete Frank.

»Auf Grund der außergewöhnlichen Fähigkeiten, die wir bei Ihnen festgestellt haben, sind Sie dazu prädestiniert, zu unserem wichtigsten Partner zu werden. Wir erforschen alle Bereiche des menschlichen Geistes, menschliche Anlagen, auch jene, von denen man allgemein glaubt, daß sie nicht zugänglich sind. Wir sind ständig auf der Suche nach Neuem, Rätselhaftem, dem Unbekannten… kommen Sie zu uns, Mister Morell! Wir brauchen Sie!«

Die graublauen Augen des Sprechers waren auf Morell gerichtet.

»Ich muß es mir durch den Kopf gehen lassen, Doktor Chancer. Die Tatsache meiner doppelten Identität, über die Sie nun eingehend informiert sind, die damit zum ersten Mal auch einer staatlichen Stelle bekannt ist – ist nicht nur ein reiner Segen für mich. Das dürfen Sie mir glauben. Ich trage schwer an den Fähigkeiten, über die ich verfüge. Ich möchte so leben, wie alle anderen Menschen auch. Denn ich bin ein Mensch aus Fleisch und Blut – und doch bin ich mehr. Und dies wiederum verhindert, daß ich so sein kann, wie ich gern sein möchte.«

Diese interessante Begegnung mit Chancer veranlagte Frank Morell, noch etwas anderes zur Sprache zu bringen.

Wenn die ›D-Abteilung der UNO‹ so rührig war und gewaltige Anstrengungen unternahm, Menschen zu entdecken, und sie wegen ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten zu wichtigen Gegner geheimnisvoller, finsterer Eindringlinge machte – dann war doch auch anzunehmen, daß die D-Agenten bereits etwas über Björn Hellmark und seine Welt wußten.

Vorsichtig brachte Morell das Gespräch darauf.

Und wieder zeigte sich, daß er in Dr. Chancer einen aufrichtigen Gesprächspartner hatte, der mit offenen Karten spielte.

»Über hohe Regierungsbeamte der Vereinigten Staaten haben wir Kontakt zu Mister Hellmark gefunden.«

Durch die Begegnungen zwischen Frank Morell und Björn Hellmark wußte der Dykte, daß es in der jüngsten Vergangenheit auf der Erde zu einem außergewöhnlichen Zwischenfall gekommen war. Ein Teil der legendären Insel Xantilon war wieder aufgetaucht. Auf

dieser Insel hatte es unheimliche Begegnungen zwischen Menschen und Dämonen gegeben. Die von schwarzer Magie durchsetzte Nordspitze des untergegangenen Kontinents war zurückgekehrt in die Welt und schuf Verwicklungen.

Nur eine Handvoll Menschen, die über die Vorgänge Bescheid wußten, war imstande, Licht in das Dunkel der Geheimnisse zu tragen. Unter ihnen befand sich Björn Hellmark, der Herr von Marlos, der wie kein zweiter über die Geschichte Xantilons unterrichtet war.

In der Welt ging einiges vor. Nicht alles, was Menschen sich aus Machtgier und Neid, aus Kriegslüsternheit und Haß einander zufügten, war ausschließlich Menschenwerk. Manches wurde durch die Phantome der Finsternis, durch die Dämonen aus dem Reich des Grauens und Wahnsinns provoziert und in die Wege geleitet.

Hellmark arbeitete mit den Behörden zusammen, so gut es ihm unter den gegebenen Umständen möglich war. Gerade aber auch die Tatsache, daß ranghohe Dämonen und Abgesandte der Finsternis in Schlüsselstellungen tätig waren, sorgte dafür, daß auf vielen Gebieten die Zusammenarbeit nicht funktionierte.

Das sollte besser werden, wenn erst mal Frank Morell für die D-Abteilung der UNO tätig war.

Denn wenn Frank als Mirakel gegen Unrecht, Unheil und Dämonenspuk kämpfte, war es auch für Hellmark einfacher, die Zusammenarbeit zu forcieren. Auf diese Weise hatten beide nur Gewinn.

Dr. Chancer saß Frank gegenüber. Das Gesicht des amerikanischen UNO-Beauftragten wirkte entspannt. Man sah ihm an, daß er mit dem Verlauf dieses Gesprächs zufrieden war.

Chancer wollte gerade darauf zu sprechen kommen, wie er sich den Übergang der bisherigen Identität Frank Morells in seine neue Existenz dachte, als sich seine Augen plötzlich weiteten.

»So sehen Sie doch!« entrann es seinen erbleichenden Lippen.

Sein Gesicht war dem dunklen Fenster zugewandt. Er starrte hoch in den dunstigen Himmel über dem Hotel.

»Da ist jemand… mein Gott… was hat das zu bedeuten?« Er verlor plötzlich die Fassung.

Er saß da wie ein hypnotisiertes Kaninchen.

Frank Morell riß schon bei den ersten Worten seines Gesprächspartners den Kopf herum und blickte durch das Fenster.

Der Dykte hielt den Atem an.

Am Himmel vor dem Fenster wuchs aus dem düsteren Hintergrund des Himmels ein riesiges Gesicht. Es war ein gewaltiges Hirn, das unter einer dünnen Haut pulsierte und von zahllosen, dünnen Gefäßen durchsetzt war. Sie sahen aus wie ein Geflecht.

Darunter wirkte das uralte, runzlige Gesicht winzig und verloren,

obwohl es im Vergleich zu einem menschlichen Antlitz dort am Himmel sekundenlang so groß war wie der Mond, der von der Seite her aus einer Wolkendecke brach und sein fahles, geisterhaftes Licht auf den unheimlichen Kopf warf.

Frank Morell sprang auf, als hätte eine Tarantel ihn gebissen.

Dis schmalen Lippen, die in dem faltigen Antlitz nur einen hauchdünnen Strich bildeten, bewegten sich kaum merklich.

Und dann wurde die wispernde, unendlich ferne Stimme mitten im Raum, schien aus jeder Mauerritze, aus den halbdunklen Ecken zu kriechen und war überall.

»Komm'… komm' zu mir… Ich warte auf dich… Ich bin Othh…!«

*

Nicht nur Morell war es, der diesen gewaltigen Kopf wie einen zweiten Satelliten am nächtlichen Himmel über Frankfurt sah, es gab noch jemand, der ihn in diesem Moment voller Entsetzen wahrnahm.

Das war Ajit Lekarim.

Der geheimnisvolle Inder stand zwei Schritte vom Zimmerfenster Dr. Chancers entfernt, mit dem Rücken gegen die Hauswand gepreßt. Mit den Füßen hatte er festen Halt auf einem breiten, umlaufenden Sims, das an der Hausecke neben Chancers Zimmer endete.

In der Nische neben der Ecke lag das Zimmer, in dem er mit Siddha untergebracht war.

Es war ihm zu gefährlich gewesen, den Weg um die Ecke zu machen. Da hatte er lieber den Ausstieg aus der Wäschekammer benutzt, um sicher ans Ziel zu gelangen.

Es bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten, auf dem Mauersims in der schwindelerregenden Höhe des elften Stockwerks über etwa zehn Meter Länge zu jenem Fenster zu laufen, wo er sich durch das Gespräch zwischen Chancer und Morell neue und wichtige Informationen versprach.

In der Welt befand sich alles in stetiger Bewegung. Wollte er seine Mission erfolgreich zu Ende führen, mußte er über den neuesten Stand der Dinge informiert sein. Es gab für ihn nur diese eine Chance, diesen verhaßten Dykten endlich dahin zu befördern, wohin er gehörte und von wo es für ihn keine Rückkehr mehr gab.

Denn Ajit Lekarim war der Schlüssel für die Vernichtung Frank Morells alias Mirakels.

Nur einige Sekunden tauchte der riesige Kopf am Himmel über Lekarim auf.

Der Kopf saß zwischen zwei schmalen Schultern, über die sich ein schwarz-violettes Gewand spannte, das mit einem voluminösen Stehkragen versehen war.

Die untere Körperhälfte schien in der Schwarze des Himmels zu stecken wie in einem Meer aus schwarzer Watte.

Lekarim erbleichte.

Wie ein elektrischer Schlag ging es durch seinen Körper. Der Inder hatte offensichtlich nicht mit dem Erscheinen dieses riesigen, unheimlich wirkenden Schädels gerechnet.

Lekarim machte eine ruckartige Bewegung, drehte den Kopf ab, riß seine Hände empor, und schlug sie vor die Augen, als müsse er sich wie vor einer plötzlichen, grellen Lichteinwirkung schützen.

Dies wurde ihm zum Verhängnis.

Er verlor den Halt und kippte nach vom.

Da gab es nichts mehr, woran er sich festhalten konnte. Instinktiv noch löste er beide Hände von seinem Gesicht, krallte nach dem Sims und berührte ihn auch – aber er rutschte weg und stürzte schwer wie ein Stein in die Tiefe.

»Aaaaggghhh!« hallte der schaurige Schrei durch die Häuserschlucht, als der Körper nach unten fiel.

Da war Frank Morell am Fenster zu Dr. Chancers Apartment und riß es auf.

Kühl fächelte die Nachtluft sein erhitztes Gesicht.

Der Schrei gellte in seinen Ohren. Mit seinen sensiblen, überempfindlich reagierenden Dyktensinnen hörte er weitaus besser, als es mit einem normalen menschlichen Gehör möglich gewesen wäre.

Durch die Luft fiel ein Mensch! Er überschlug sich mehrmals, ruderte wild mit Armen und Beinen, als könne er seinen Sturz auf diese Weise bremsen.

Das Opfer war nur noch wenige Meter vom Boden entfernt!

Aus dieser Höhe gab es keine Chance, mit dem Leben davonzukommen. Er würde auf der glatten Betonfläche des hinter dem Hotel liegenden Parkplatzes zerschmettern.

Frank Morell sprang auf die Fensterbank und hechtete hinaus.

Dr. Chance schrie und sprang auf.

»Aber Mister Morell… um Himmelswillen…« stotterte er.

Der Amerikaner taumelte auf das Fenster zu. Mit beiden Händen umklammerte er den unteren Rahmen, so daß die Knöchel weiß hervortraten.

Dr. Chancers Augen weiteten sich. Zum ersten Mal in seinem Leben war er selbst Zeuge, wie die Verwandlung von Frank Morell in Mirakel erfolgte.

In der Luft noch griff Morell in die Innentasche seines Jacketts. Dort steckte der mit kosmobiologischer Energie aufgeladene Kristall einer anderen Welt.

Frank preßte ihn gegen die Brust.

Nur eine Zehntelsekunde währte die Umwandlung von Morell in Mirakel, den Dykten.

Der flache Kristall, den er fest aufs Herz preßte und aus dem sieben Strahlen stachen, verschmolz mit der Oberfläche seiner Kleidung und Haut.

Die Umwandlung von Morell in Mirakel währte weniger als eine Zehntelsekunde.

Der kosmobiologische Kraftstrom erfüllte sämtliche Zellen seines Köpers, veränderte sogar die atomare Struktur der Kleidung und seiner Hautoberfläche.

Im nächsten Moment war Morell von einer rubinroten Haut umgeben. Sie umhüllte ihn von Kopf bis Fuß, daß man glaubte, er stecke in einem Trikot.

Er trug goldfarbene Stulpenhandschuhe und Stiefel, die an den Außenseiten mit kleinen, goldenen Flügeln versehen waren.

Auf seiner linken Brustseite prangte der halbmondförmige, strahlende Kristall, und der ganze Körper war gleichzeitig von einem dichten, energetischen Feld umschlossen, das wie eine Aura strahlte.

Morell hatte das Gefühl, in diesen Sekunden geboren zu werden.

In Höhe seines Herzens begann ein leichtes Kribbeln und verbreitete sich blitzschnell in seinem ganzen Körper. Der kosmobiologische Kraftstrom erfüllte seinen Organismus. Für Morell existierte im gleichen Moment keine Schwerkraft mehr, und er konnte sich so schnell bewegen, wie er wollte.

Seine Dyktenkräfte erwachten…

Rasend schnell stieß er nach unten. Die Luft umfuhr ihn zischend und schlug fauchend über ihm zusammen. Die Hauswand unter ihm wurde zu einem grauen, verwaschenen Schemen, den er bei seiner Geschwindigkeit gar nicht mehr richtig wahrnahm. Ein Flugzeug über der Stadt, das sich weiter herabsenkte, um auf dem Flughafen Rhein-Main niederzugehen, schien in diesem Augenblick völlig regungslos zu stehen im Vergleich zu der Geschwindigkeit, die der Dykte erzeugte.

Ajit Lekarim schrie noch immer.

Doch kein Fenster in dem großen Hotel öffnete sich.

Sie waren schalldicht, oder in den belegten Räumen liefen Radios und Fernsehgeräte, so daß keiner den furchtbaren Entsetzensschrei des Inders hörte.

Und der rauschende Verkehr in den Straßen rings um das ›City-Hotel‹ sorgte dafür, daß auch kein Passant auf der anderen Straßenseite den Schrei aus der Höhe vernahm.

Noch drei Meter bis zum Boden!

Der rote Schatten tauchte wie ein Blitz neben Ajit Lekarim auf und warf sich ihm entgegen.

Einen Meter über dem Boden waren Mirakels Hände da, fingen den

Stürzenden auf und retteten ihn davor, zerschmettert zu werden.

Mit einer sachten Bewegung kam der Dykte federnd auf.

Ajit Lekarim hatte das Gefühl, in Watte zu fallen.

Der Atem des Mannes, der ihn gerettet hatte, ging nicht schneller, sein Herz schlug ruhig und gleichmäßig.

Mirakel lächelte.

»Alles in Ordnung?« fragte er. Dabei richtete er den Blick über den Mann hinweg, den er mit beiden Füßen auf den Boden stellte.

Oben im elften Stockwerk war das Fenster zwei Zimmer neben dem von Dr. Chancer bewohnten Raum geöffnet. Das Gitter aus Rundstäben war herausgelöst.

Mirakels Dyktenblick entging diese Tatsache nicht.

Das machte ihn stutzig.

Warum hatte sich der Selbstmörder mit seinem Sturz in die Tiefe so viel Mühe gemacht?

Oder hatte er von dem beschädigten Gitter gewußt?

Das wiederum machte verständlich, daß er ausgerechnet dieses Fenster und kein anderes wählte. Die Fenster zum Korridor waren alle gesichert und ließen sich nicht öffnen. Die Zimmerfenster dagegen konnte man auf- und zumachen. Demnach handelte es sich um einen Hotelgast, auch wenn dieser Mann heute abend in der › Kamin-Stube ‹ gewesen war.

(-Mirakel erinnerte sich sofort wieder an diesen Exoten.

Mit einer nervösen Bewegung fuhr der Inder durch sein dichtes Haar, an dessen Ansatz sich dicke Schweißperlen aneinanderreihten.

Lekarims Augen blickten unstet. Sie glänzten fiebrig.

»Danke… vielen Dank«, murmelte er tonlos.

»Warum wollten Sie es tun?«

»Was?«

»Sich das Leben nehmen?«

»Ich weiß nicht… ich stand da oben am Fenster… und auf einmal kam es über mich. Ich weiß gar nicht, wie es geschehen konnte…«

Ajit Lekarim spielte seine Rolle ausgezeichnet.

Mirakels Gedanken kreisten.

»Bevor Sie sprangen… ist da irgendetwas Besonderes gewesen?« fragte der Dykte leise.

Die beiden so ungleichen Menschen standen sich im Kernschatten des Hotels gegenüber. Mirakel war in seiner rubinroten Kleidung in der Dunkelheit kaum wahrzunehmen. Der helle Anzug des Inders dagegen hob sich in der Finsternis ab.

Frank Morell alias Mirakel spielte mit seiner Frage auf jene geisterhafte Erscheinung des Schädels an, die kurz vor dem Selbstmordversuch über dem Hotel aufgetaucht war.

›Komm…‹, hatte die Stimme des Erschienenen gesprochen.

Auch Morell hatte einen gewissen Bann, einen beinahe magnetischen Zug verspürt, jenem Unbekannten zu folgen.

Aber wohin?

Der Inder schien der gefährlichen Hypnose erlegen zu sein.

Aus der Tiefe des Alls waren Kräfte geschickt worden, die den Mann an den Rand des Todes brachten und ihn zwangen, aus dem Fenster zu springen… so sah es Mirakel. Und in seine Überlegungen paßte auch das herausgebrochene Gitter. Dies konnte ein Mensch mit herkömmlicher Kraft nicht schaffen. Da waren andere Kräfte am Werk gewesen.

Geistige Kräfte?

Er hatte allen Grund, es anzunehmen. Dieser riesenhafte Schädel am Himmel… Was für ein Gehirn steckte hinter dieser dünnen, pulsierenden Hülle! Was für eine geistige Potenz…

Hatte der Geist aus dem All den Inder gezwungen, den Sprung zu tun, hatte der gleiche Geist das Gitter gelöst oder das Opfer einige Minuten lang übermenschliche Kräfte besessen?

Daß alle diese Dinge ausgerechnet passierten, da er sich zu einem wichtigen Gespräch mit Dr. Chancer in dessen Apartment traf, gab ihm zu denken.

Aus Erfahrung wußte Mirakel, daß die Mächte der Finsternis ständig am Werk waren. Sie hatten es auf ihn abgesehen. Galt der Angriff in Wirklichkeit ihm – aber der Inder hatte die Auswirkungen gespürt?

Er mußte aufpassen und besonders auch seine unmittelbare Umgebung beobachten, damit Unschuldige nicht in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Ajit Lekarim tat so, als hätte er Schwierigkeiten mit seiner Erinnerung. Nur langsam brachte er eine Geschichte zustande, die jedoch glaubwürdig genug klang, um Frank Morell zu überzeugen.

Der Mann gab an, ohne dafür eine Erklärung zu haben, plötzlich in die elfte Etage gefahren zu sein, er wußte nichts mehr davon, auf welche Weise er in die Kammer gekommen war, wieso er schließlich aus dem Fenster sprang und vor allen Dingen das Gitterwerk von diesem Fenster beiseite geschafft wurde…

Mit jeder Minute, die verstrich, erholte der Inder sich immer mehr von seinem Schreck, bedankte sich noch mal bei Morell und ging dann kopfschüttelnd über den Parkplatz. Der Mann verschwand um eine Ecke des großen Gebäudes. Durch den Vordereingang betrat er wieder das ›City-Hotel‹.

Seinen Aussagen zufolge wartete dort noch seine Frau in der Bar…

Mirakel schwang sich in die Luft, glitt auf die Fensterbank, hinter der Dr. Chancer stand, und sprang dann ins Zimmer.

»Ich habe Fotografien und Filmaufnahmen gesehen«, sagte der

Amerikaner. »Aber daß es einen solchen Eindruck hinterläßt… nein, das hätte ich nicht für möglich gehalten. Man muß es wirklich erlebt haben…«

Das unheimliche Erlebnis mit der Erscheinung am Himmel und dem Selbstmordversucht des Inders ließ Mirakel keine Ruhe.

Es lag etwas in der Luft.

Wer war Othh? Wieso rief er ihn aus der Unendlichkeit zu sich?

Ganz tief in seiner Erinnerung rührte sich etwas. Es kam ihm vor, als hätte er dieses seltsame Geschöpf mit dem überdimensionalen Schädel schon mal gesehen…

Morell zermarterte sich das Gehirn, kam jedoch nicht dahinter, wer oder was das sein könnte.

Othh…

Dies mit Dr. Chancer zu erörtern, war müßig. Mirakel drängte es, so schnell wie möglich in seine Wohnung zurückzukehren, nachzuschlagen in den Büchern, die er sich im Lauf der Jahre angelegt hatte und in denen er immer wieder auf interessante und wichtige Hinweise stieß, die ihn betrafen.

»Ich werde zurückkommen, Doktor Chancer«, sprach er den Amerikaner an. »Vielleicht noch heute abend – vielleicht auch erst morgen früh… Ich muß es herausfinden, ich muß es wissen. Vorhin ging alles viel zu schnell, als daß ich Sie noch hätte fragen können, ob Sie das gleiche gehört haben wie ich…«

Chancer brauchte nicht zu antworten. Sein Gesichtsausdruck, seine Augen sagte genug. Selbst das kaum merkliche Nicken war überflüssig.

»Wenn noch etwas sein sollte, was Ihnen merkwürdig vorkommt, rufen Sie mich an. Meine Telefonnummer haben Sie«, fügte Mirakel hinzu.

Dann schwang er sich erneut aus dem Fenster. Steil und rasend schnell stieg er empor in die nächtliche Luft und verschwand im Dunst über der Stadt zwischen den Wolken.

Dies alles spielte sich mit solcher Geschwindigkeit ab, daß niemand es beobachtete, daß es keinen Zeugen gab, der um diese Stunde den fliegenden Wundermann von Tala-Mar gesehen hätte.

Mirakel jagte in den Bereich, wo er vorhin das riesige, rätselhafte Antlitz gesehen hatte.

Würde es sich noch mal zeigen?

Nein…

Im Innern der kosmobiologischen Aura, die seinen Körper wie ein dichtes, strahlendes Flimmerfeld umhüllte, stieg er hoch in die äußersten Schichten der Stratosphäre, weiter in die Ionosphäre, bis in den Bereich, wo die Sphären um die Erde aufhörten und das Weltall begann.

Endlich dehnte sich Tiefe und Weite des lichtlosen Universums vor ihm aus.

Klar sah er den Mond mit seinen zerklüfteten Kratern und Felslandschaften, die nahen Planeten, die fernen Spiralnebel, die irgendwann vor Jahrtausenden oder Jahrhunderttausenden von den Dykten durchstreift worden waren.

Auch er hätte sich jetzt in den Weltraum schwingen können, ohne Gefahr zu laufen, in der absoluten Kälte zu erfrieren oder in der Glut der Sonne zu verglühen.

Der kosmobiologische Kraftstrom schützte und nährte ihn, vereinte ihn mit der Urmaterie, aus der das Universum einst geworden war und aus dem alles Leben sich schließlich entwickelte.

Der Dykte kehrte zurück in die Stadt, wo er wohnte und glitt durch das weit offen stehende Fenster der kleinen Dachwohnung, ohne daß ihn jemand bemerkte.

Der Vorgang vollzog sich völlig lautlos.

Im gleichen Augenblick, als Mirakel im finsteren Zimmer ankam, registrierten seine überempfindlichen Dyktensinne die Anwesenheit einer Person.

*

Auf Marlos, der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos, herrschte seit Tagen ein merkwürdiger Zustand.

Björn Hellmark, der Herr dieses kleinen Kontinents, hatte es geschafft, seinen ärgsten Todfeind, Molochos, den Dämonenfürsten, auf die Seite der Menschen zu ziehen.

Was schon niemand mehr wahrhaben wollte, war geschehen.

Molochos, der schwarze Priester, der ewiges, dämonisches Leben anstrebte, war reumütig in die Reihen der Sterblichen zurückgekehrt.

Warum?

Er war wieder frei. Jahrtausendelang besessen von den Geistern, die er rief und die er aus eigener Kraft nicht mehr losbekam, hatten diese Dämonen ihn verlassen. Mit Hilfe der sieben Augen des Schwarzen Manja hatte Björn Hellmark einen weißmagischen Kreis geschaffen, in dessen Innern es zum Ausfahren der Geister des Molochos gekommen war.

Dann hatte der ehemalige Dämonenfürst Björn eine Eröffnung gemacht, die Betroffenheit auslöste.

Molochos war in Wirklichkeit ein Zwillingsbruder seines geheimnisvollen Geistführers Al Nafuur, der im Reich zwischen Diesseits und Jenseits existierte und einst der Weißen Kaste der Priester auf Xantilon angehörte.

Irgendwann hatten sich die Wege der Brüder getrennt. Molochos

war zum Führer der Schwarzen Kasten geworden, Al Nafuur zu dem der weißen.

War die Abkehr von Rha-Ta-N'my und ihren Zielen echt?

Berücksichtigte man all die unheimlichen Ereignisse, die Björn zuvor im Zusammenhang mit Molochos' Aktivitäten hatte und hielt er sich vor Augen, welche Macht der Dämonenfürst schon besessen hatte – schien es, daß eine Abkehr von solcher Machtfülle eigentlich so schnell nicht möglich war.

Doch die Ankunft Molochos' alias Ak Nafuurs auf der unsichtbaren Insel, erbrachte den Beweis, daß ein Mensch zu den Menschen zurückgefunden hatte.

Marlos war ein Bollwerk gegen die Dämonen, gegen Haß, Neid und das Verbrechen. Ein Dämon konnte sich nur in einer bestimmten Atmosphäre wohl fühlen und existieren. Hier auf Marlos aber war kein Platz für ihn.

Wie allen anderen auf der unsichtbaren Insel, stand auch Ak Nafuur ein eigenes kleines Haus zur Verfügung.

Es war eine einfache, bescheiden eingerichtete Blockhütte, die in diesen Breiten völlig ausreichte.

Marlos war eine Insel des ewigen Frühlings.

In den ersten Stunden nach seiner Ankunft hatte der Mann aus Xantilon, der bereits vor zwanzigtausend Jahren die Geschicke als Priester seines Volkes entscheidend beeinflußte, erstaunliche Mitteilungen gemacht, die Björn manches in einem anderen Licht sehen ließ.

So erfuhren Hellmark und seine Vertrauten zum ersten Mal, auf welche Weise es zur Abkehr Ak Nafuurs gekommen war, wieso er Molochos wurde und welche Ziele er anstrebte.

Die Zwillingsbrüder Ak und Al Nafuur schlugen schon früh die Laufbahn des Priesters ein. Ihr gemeinsames Ziel war es, den Nutzen ihres Volkes zu mehren, Schaden von ihm zu wenden, die Entwicklung Xantilons positiv weiterzuführen.

Dann entdeckte Ak Nafuur den Weg zu Rha-Ta-N'my, der rätselhaften Dämonengöttin, die im Urbeginn der Zeiten bereits auf der Erde weilte und die Saat des Verderbens legte.

Ak Nafuur glaubte sich wieder erinnern zu können, daß aus Neugier alles begann. Nun, da sein Kopf frei war, seine Gedanken ihm selbst gehörten, war er sicher, ein Verführter zu sein. Er brachte schließlich nicht mehr die Kraft auf, die Geister zurückzuweisen, die er ›probeweise‹ gerufen hatte.

Sein Körper wurde zur Behausung von Dämonen. Von dieser Stunde an erfüllte Ak Nafuur, der sich von nun an Molochos nannte, den Willen jener, die ihn bewohnten.

Aus Scherz hatte er verlangt, ewiges Leben zu besitzen. Diesen

Wunsch erfüllte man ihm. Er wurde zum Werkzeug und Getriebenen einer Spezies, die im Reich der Finsternis zu Hause war und sich aufgemacht hatte, den Kosmos zu unterjochen.

Nichts schien es zu geben, was dem ungeheuren Expansionstrieb des Dämonischen Einhalt gebot.

Die Wege der Brüder Nafuur entfernten sich voneinander. Sie wurden zu erbitterten Feinden. Während Al Nafuur versuchte, das Unheil aufzuhalten, entfesselte Molochos, sein einstiger leiblicher Bruder, das Inferno der Hölle.

Dämonenheere verwüsteten das Land. Apokalypta, die ›ewige Unheilbringerin‹ tauchte mit ihrer Alptraumstadt im fernen Xantilon auf, um ebenfalls Siege einzuheimsen, um in den Augen Rha-Ta-N'mys zu gefallen.

Ak Nafuur gab in den ersten Stunden seiner Anwesenheit auf Marlos einen groben Überblick über den geschichtlichen Ablauf der Ereignisse.

Es stellte sich heraus, daß die Organisation unter den Dämonen nicht so funktionierte, wie es Rha-Ta-N'my anstrebte.

Und das war eine tröstliche Hoffnung.

Auch Dämonen machten Fehler, weil sie in ihrer Gier, in ihrem Streben nach Macht kurzsichtig und eigennützig handelten. Im ersten Moment schien es dem Ganzen, nämlich Rha-Ta-N'my, zu nützen, doch die Streitigkeiten unter den Anhängern des Reiches der Finsternis waren Legion und verhinderten zunächst ein kompaktes, geschlossenes Vorgehen.

»Darüber hinaus«, berichtete Ak Nafuur leise und mit müder Stimme, »leiten verschiedene Führer unter Rha-Ta-N'mys Aufsicht in den fernsten Winkeln des Universums Angriffe, die nur ihrem eigenen Nutzen dienen. Unter denen, die Macht haben, sind nicht wenige, die sogar beabsichtigen, Rha-Ta-N'my zu hintergehen und zu stürzen, um ihren Platz auf dem Dämonenthron einzunehmen. So richtet sich der Kampf nicht mit aller Kraft gegen die, die oft nicht wissen, woher die Gefahr kommt, sondern auch gegen die, die eigentlich Verbündete sein sollen. Im Geheimen aber werden auch sie bekämpft und ausgeschaltet, und ein neuer Mächtiger setzt sich an die Spitze, um Rha-Ta-N'my damit näher zu kommen…«

Ak Nafuur lag auf der breiten Liege, die mitten in dem schattenspendenden Raum stand. Der Mann mit dem markant geschnittenen Gesicht hatte die Augen halb geschlossen, sprach mit sparsamen Mundbewegungen, leiser Stimme und war mit einem weißen Laken bis zur Brust zugedeckt.

Ak Nafuur war müde.

Erst jetzt auf Marlos zeigte sich der Kräfteverschleiß, den das Ausfahren der Dämonen aus seinem Körper hinterlassen hatte.

»Ich möchte schlafen… lange schlafen…«, kam es halblaut über die Lippen des zu den Menschen Zurückgefundenen. »Ein tiefer, traumloser Schlaf, der mir neue Kräfte bringt… danach sehne ich mich.«

»Dann tu es, Ak Nafuur«, entgegnete Björn Hellmark. Er war der einzige, der sich in diesen Minuten in dem Raum aufhielt, wo der Gerettete lag.

»Ich kann nicht…«

»Weshalb nicht?«

»Es gibt noch so viel zu erzählen. Du mußt es einfach wissen. Du darfst eines nicht vergessen, Björn: meine Zeit ist begrenzt. Ich bin kein Unsterblicher mehr.«

Hellmark schüttelte den Kopf. »Es gibt keinen Grund, weshalb du gerade jetzt schon sterben solltest, Ak Nafuur. Deine Stunde ist noch nicht gekommen…«

Ak Nafuur berichtete ohne Übergang von den einzelnen Hauptdämonen, die auf Gedeih und Verderb mit der Göttin Rha-Ta-N'my verbunden waren. »Es ist mir wichtig, daß du weißt, wo sich deine Feinde aufhalten und aus welcher Richtung du einen Angriff zu erwarten hast«, ließ er Hellmark wissen. >Noch existieren sechs der ursprünglichen sieben Hauptdämonen. Sequus, der König der Ursen, ein Wesen aus einer anderen Dimension, das beabsichtigt, seinen Herrschaftsbereich auf alle Weltmeere auszudehnen, war durch das Schwert des ›Toten Gottes‹ vernichtet worden. Es gab noch Mandragora, Phantoma, Apokalypta, Ustur, der Unheimliche, Myriadus, der Tausendfältige…

»… und Shab-Sodd, der Dämonenzeuger«, vervollständigte Ak Nafuur die Liste. »Gerade mit ihm hat es seine besondere Bewandtnis. Richte dein Augenmerk auf ihn, Björn! Es gibt Anzeichen dafür, daß die Existenz des Dämonenzeugers eng mit dem Schicksal eines gewissen Mirakel und dir verknüpft ist. Shab-Sodd herrschte einst an Rha-Ta-N'mys Seite. Dann übergab sie ihm das Zepter für das Mikroreich, das er seitdem nicht mehr verlassen hat. Neue Götzen und Dämonen wurden geschaffen, um die Völker, die unsere Augen nicht sehen, in Angst und Schrecken zu versetzen, sie zu willenlosen Puppen im großen Dämonenspiel des Universums zu machen. Ich muß noch mit dir über all diese Dinge reden… Auch über die sieben schwarzen Priester, die mich unterstützten. Doch in Wirklichkeit gibt es viel mehr, als euch bekannt waren… Sie hatten anfangs nur zweitrangige Bedeutung. Aber in dem Augenblick, da Molochos nicht mehr mit von der Partie sein wird, kommen die Ratten aus ihren Löchern, um den Raum zu füllen, den Molochos freigemacht hat. Ein Ersatz muß her, und es werden die Niedrigsten sein, die nun versuchen, in die Höhe zu kommen. Insgesamt waren es sieben Schwarze Priester, an deren

Spitze ich stand. Einer wurde abtrünnig. Das war, Dwahl. Die anderen, deren Namen nie genannt wurden, zählen aber auch. Nun erst recht, da Molochos nicht mehr für Rha-Ta-N'my kämpft. Die damals nachfolgten, die mitgerissen wurden vom Begeisterungstaumel des Sieges, leben überall verstreut in der Welt. Sie waren meine Soldaten, die Kontakt hielten ins Reich des Unsichtbaren, zu den Welten, die ich bereits im Sturm erobert hatte. Doch davon später… Björn«, murmelte er schläfrig. »Es geht um Shab-Sodd, um dich… um Mirakel, den Dykten… du mußt ihn warnen! Ihr habt gemeinsam dem Reich der Finsternis manchen Schlag versetzt. Gerade in der Zukunft werdet ihr stärker aufeinander angewiesen sein als je zuvor. Auch wenn Molochos nicht mehr euer Gegner ist – Legionen anderer, die euren Tod wollen, stehen euch noch gegenüber. Was ich für euch tun kann, werde ich tun… Meine Hilfe besteht, in die ihr bisher keinen Einblick hattet.«

Er unterbrach sich, obwohl eindeutig zu erkennen war, daß er seine Ausführungen gern fortgesetzt hätte.

Ak Nafuur brauchte Ruhe. Erschöpfung kennzeichnete seine Züge.

»Es gibt so viel wichtige Dinge…«, fuhr er unvermittelt fort. »Es ist unmöglich, alle gleichzeitig zu nennen. Obwohl es notwendig wäre… Erhalte dir die Freundschaft zu Mirakel, dem Dykten, denn was seinem Volk zustieß, kann über kurz oder lang auch jene treffen, die besondere Aktivität auf der Erde entfalten und hier auf Marlos ihr Zuhause suchen… Jeder, der deines Sinnes ist, Björn Hellmark, ist notwendigerweise ein Kämpfer mehr für dich. Wenn du sie alle auf einmal verlierst, wird Rha-Ta-N'my die Siegerin sein…«

»Wie soll das geschehen?«

»Durch die ›Rufer‹…«

»Wer oder was sind die ›Rufer‹?« Björn hatte diesen Begriff noch nie zuvor gehört.

»Sie sind in einem anderen Universum zu Hause. Sie sind die Geister des Universums… Und von jedem dieser Geister steckt in jedem Lebewesen etwas… Warne den Dykten, Björn! Hier in dieser Welt kann sich nie sein Schicksal erfüllen. Er soll vermeiden, in das Mikroreich einzudringen. Shab-Sodd… Nh'or Thruu… Utosh-Melosh-Orsh… sie warten nur darauf, ihn zu vernichten. Und dies wiederum wird Folgen für dich haben, Björn!«

Seine letzten Worte waren kaum noch zu verstehen.

Hellmark hatte den Kopf voller Fragen. Doch die mußte er sich aufheben. Es war zwecklos, Ak Nafuur weiter zu quälen. Deutlich sah man, daß dieser Mann nicht mehr konnte.

Die Augen fielen ihm zu, sein Gesicht entspannte sich.

Es war ein gutes Gesicht mit markanten Zügen und energischem Kinn. Die Haut war hell und beinahe durchsichtig, das schlohweiße

Haar rahmte das Antlitz und gab ihm eine vornehme, aristokratische Prägung.

Gleich darauf verkündeten tiefe, ruhige Atemzüge, daß Ak Nafuur eingeschlafen war.

Auf Zehenspitzen verließ Björn Hellmark die Hütte und zog die aus Stroh- und Holzgeflecht bestehende Tür zu.

An ihr gab es keinen Riegel und kein Schloß. Auf Marlos brauchte niemand seine Wohnung abzuschließen. Hier waren Freunde unter sich. Da gab es keine Diebe, keinem, dem man mißtrauen mußte.

Das Blockhaus lag auf einer sanften Anhöhe, die von blühenden Sträuchern umgeben wurde.

Ein breiter, glatter Pfad führte direkt zum Strand, wo die Wellen auf dem weißen Sand ausliefen.

Diesen Teil der Bucht säumten hochragende Palmen.

Marlos bot das vielseitige Bild einer Landschaft, in der man sich wohl fühlen konnte.

Es gab eine Bucht, die felsig war, wo weder Bäume noch Sträucher wuchsen. An anderen Stellen herrschte der palmenumsäumte Strand, der weiche, weiße Sand vor, wie man ihn sonst nirgends fand.

Unten am Strand saß einsam Carminia Brado und nähte einen Flicken auf Pepes Hose.

Von dem schwarzgelockten Jungen, den sie als Adoptivsohn angenommen hatte, fehlte jede Spur. Ebenso von Jim, dem Guuf, Rani Mahay und Arson, dem Mann mit der Silberhaut.

Der Junge aus Yukatàn und Jim, der Kugelkopf, lebten wohl am längsten hier auf der Insel, die für sie zu einem wahren Abenteuerland geworden war.

Sie fühlten sich wohl hier, konnten sich frei entfalten und hatten in Carminia eine geduldige Lehrmeisterin gefunden, der nichts zu viel war.

»Außer der ewigen Flickerei«, schimpfte die gut aussehende Brasilianerin, die Björn einst beim Karneval in Rio kennengelernt hatte. Es schien, als hätte sie Hellmarks Gedanken gelesen. »Ich möchte bloß wissen, wie er das immer fertigbringt. Mir kommt’s beinahe so vor, als würde er mit dem blanken Hosenboden über den felsigen Boden rutschen…«

Björn lachte. »Bei einem richtigen Jungen zerreißt nun mal der Hosenboden, Schoko. In dem Alter rutscht man über Felsen und klettert Bäume hoch, und bei solcher Schwerstarbeit kann mal ’ne Naht platzen…«

»… ’ne Naht platzen, ist gut«, entgegnete die kaffeebraune Frau, die Hellmark zärtlich ›Schoko‹ nannte. »Wenn es nur ’ne Naht wäre, ging’s ja noch. Da fehlen handtellergroße Stücke…«

Björn ging neben ihr in die Hocke. Carminia Brado sah ihn an.

»Wie geht es Ak Nafuur? Gibt es etwas Neues?«

Er nickte. »Eine ganze Menge Neuigkeiten. Und das ist noch nicht alles. Jetzt schläft er…«

Carminia Brado erhob sich. »Dann werde ich zu ihm gehen, damit immer jemand in seiner Nähe ist, wenn er wieder erwacht oder einen Wunsch hat. Solange die anderen außerhalb zu tun haben, müssen wir beide uns die Wache bei Ak Nafuur teilen. Arson und Rani sind bei der Krypta…«

Damit hatte es seine besondere Bewandtnis. Was Björn Hellmark in der Krypta erlebte, beschäftigte ihn noch immer. Er ließ die Stelle durch seine Freunde immer wieder absuchen, weil er erwartete, durch konsequente Kontrolle auf eine Fährte zu stoßen, die ihn noch mal mit der Tier-Mensch-Göttin zusammenführte, die von regenbogenfarbenen Eingeborenen aus kaltem Stein beschworen wurde.

Björn nickte. »Das ist eine gute Idee, Schoko. Ja – bleib in seiner Nähe…«

»Ich bin gleich wieder zurück. Ich mache einen kurzen Abstecher bei Morell, um ihm etwas mitzuteilen.«

Man sah der Brasilianerin an, daß sie ihn am liebsten begleitet hätte. Das unruhige Blut, das in Hellmarks Adern floß, strömte auch in ihren. Sie war eine Frau, die nicht nur für das leibliche Wohl jener sorgte, für die sie Verantwortung trug, sie konnte ebenso gut mit Pfeil und Bogen und mit dem Schwert umgehen. Wie Björn Hellmark, hatte auch Carminia Brado eine erste Existenz in dieser Welt hinter sich. Als Loana hatte sie haarsträubende und gefährliche Abenteuer bestanden.

Erst in jüngster Vergangenheit war es ihr gelungen, einen Teil des Geheimnisses ihrer Vergangenheit wie die Teile eines Mosaiks zusammenzusetzen. Sie wußte, wie und wo sie starb, und auf welche Weise der Mann, den sie in diesem Leben nun wieder liebte, in ihre erste Existenz getreten war. Dieser Mann war Björn Hellmark, der damals Kaphoon, der Sohn des ›Toten Gottes‹ hieß…

Man sah der grazilen, charmanten Frau nicht an, welche Kraft, welche Kampferfahrung in ihr steckte. Björn blickte Carminia nach, die den schmalen Pfad zum Blockhaus auf der Anhöhe ging.

Carminia trug einen langen, bis zur Hüfte geschlitzten Strandrock und ein Bikini-Oberteil.

Hellmark verdoppelte sich. Direkt neben ihm entstand sein Zweitkörper, der sich von seinem Originalleib in nichts unterschied. Sie sahen aus wie Zwillinge.

Jener Körper aus feinstofflicher Substanz konnte anstelle Björn Hellmarks an jedem Punkt der Erde erscheinen. Durch Macabros wurde er dann mit Informationen versehen oder konnte ein Abenteuer erleben, ohne selbst an Ort und Stelle zu sein.

Doch jetzt wollte er zu Frank Morell alias Mirakel. Er wollte dem

Freund mit seinem Originalkörper gegenübertreten.

Um von Marlos wegzukommen, benötigte Hellmark seinen Zweitleib, damit er die Teleportation durchführen konnte.

Es kam zwischen ihm und Macabros nur zu einer flüchtigen Berührung. Das reichte.

Im nächsten Moment schlug fauchend die Luft an der Stelle zusammen, wo Original- und Zweitkörper sich eben noch befanden.

Jetzt war die Stelle leer.

Hellmarks Ziel war die Wohnung seines Freundes Frank Morell.

*

Der Dykte war sofort auf Gefahr eingestellt. Mit seinen Dyktensinnen registrierte er mehr, als einem normalen Menschen in dieser Situation möglich gewesen wäre.

Mit seinen Blicken durchbohrte er die Dunkelheit und sah, daß während seiner Abwesenheit jemand die Wohnung durchwühlt hatte.

Die Bücher waren aus den Regalen gezerrt, Schranktüren standen offen, sämtliche Schubladen waren durchwühlt.

Doch der Verursacher dieser Unordnung befand sich noch in der Wohnung!

Deutlich spürte Mirakel die Nähe eines Menschen.

Der andere verbarg sich im stockfinsteren Zimmer nebenan. Schnell und lautlos lief der Dykte zur Verbindungstür, drückte vorsichtig die Klinke und öffnete die Tür spaltbreit.

Gerade so viel, daß er die Hand durchstrecken und den Lichtschalter erreichen konnte.

Morell fürchtete keinen Angriff, den er nicht abblocken konnte. Im dunklen Schlafzimmer hielt sich eindeutig ein Mensch auf, kein Dämon.

Mit diesem Menschen stimmte etwas nicht. Der Körper sandte Impulse aus, die darauf hinwiesen, daß der Eindringling eingeschlafen war.

Mit der rechten Hand stieß der Dykte die Tür auf und betätigte mit der Unken gleichzeitig den Lichtschalter.

Hell flammte die Deckenleuchte auf.

Genau gegenüber in dem Ecke neben dem Bett, – hockte der Einbrecher, der Morells Wohnung zugerichtet hatte, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Bei dem Eindringling handelte es sich um einen Mann, den Mirakel auf Mitte Zwanzig schätzte.

Er hatte rotblondes Haar, Sommersprossen im Gesicht, war hellwangig und hatte tief liegende Augen.

Sein Kopf war nach vorn auf die Brust geneigt, mit der Schulter

lehnte er halb gegen das Bett, die Beine hatte er von sich gestreckt.

Mit einem Blick erkannte Mirakel, was mit dem Einbrecher los war.

Das eine Hosenbein war hochgekrempelt, auf dem Boden lag eine Spritze mit niedergedrücktem Kolben.

Ein Fixer!

Morell nahm die Injektionsspritze mit spitzen Fingern auf und schnupperte daran. Heroin… Es gab keinen Zweifel.

Mirakel schüttelte den Fremden an den Schultern.

»Hallo, wachen Sie auf! Können Sie mich hören?« fragte er laut und deutlich.

Was für eine Welt, was für vorgegaukelte Bilder dieser Süchtige jetzt sah, darüber konnte er nicht sprechen.

Der junge Mann am Boden machte einen bedenklichen Eindruck. Morell gefiel sein Zustand nicht.

Alles, was mit dem Auftauchen des Fremden zusammenhing, irritierte ihn.

Er stellte fest, daß die Wohnungstür aufgehebelt worden war, daß es keine Schublade, keine Schranktür, kein Fach gab, wo der Fremde nicht seine Hände betätigt hatte und er zuletzt ins Schlafzimmer gegangen war, um sich die Spritze zu verpassen.

Eine komische Geschichte! Aber doch logisch, wenn man versuchte, einen Sinn zu erkennen.

Der Mann war nicht gekommen, um etwas zu stehlen. Er war eingedrungen, um zu zerstören. Aus einigen wertvollen Bücher waren wahllos Seiten herausgerissen und zerfetzt worden. Der Eindringling hatte sogar einige Seiten verbrannt, wie Aschereste auf Boden und Tisch bewiesen.

Der Fremde war nicht aus eigenem Antrieb gekommen. Morell konnte sich vorstellen, welche Triebfeder dahintersteckte.

Mehrere Male versuchte Morell, den Süchtigen wach zu rütteln. Hin und wieder reagierte der andere auch mit leisem Stöhnen oder einem unartikulierten Laut, von dem man nicht wußte, ob er Zustimmung oder Ablehnung bedeutete.

Morell legte den völlig Hilflosen aufs Bett und fühlte seinen Puls.

»Hallo, Frank«, sagte da eine Stimme von der Tür her. »Nicht erschrecken… ich bin’s…«

»Björn!« entfuhr es ihm dennoch überrascht. »Mit dir hätte ich wahrhaftig nicht gerechnet.«

Er blickte auf den blonden Mann, der im Türrahmen stand. Wie ein Geist war Hellmark aufgetaucht. Doch für Frank Morell war die Art und Weise, wie Björn Hellmark zu ihm zu kommen pflegte, ganz natürlich.

»Was ist denn passiert?« fragte Björn mit einem Blick auf den

sommersprossigen Rotblonden. »Hat er zuviel Whisky getrunken?«

»Wenn's so wäre – wär's mir wohler«, entgegnete der Dykte. »Scheint ein ganz besonderer Tag heute zu sein. Da kommt man frohen Sinnes nach Hause und findet seine Wohnung verwüstet vor. Dann sitzt ein fremder Mann neben dem Bett, der sich nach getaner Arbeit 'ne Spritze verpaßte, die es in sich hat. Daß er ausgerechnet meine Wohnung ausgesucht hat, um sich die Nadel anzusetzen, wirft einige Fragen auf… und daß nun auch du hierher kommst, paßt wahrscheinlich irgendwie in dieses mysteriöse Mosaik.«

»Das will ich doch nicht hoffen«, entgegnete Björn ernst. »Scheint sich wohl um einen Schnellschuß gehandelt zu haben. Offensichtlich konnte er es nicht mehr erwarten, sich das Zeug in die Vene zu jagen…«

Der Dykte nickte. »Genau diesen Gedanken hatte ich auch schon. Er ist die einzig logische Erklärung für das, was hier geschehen ist.«

Auch Björn kam zu dem Schluß, daß der Rauschgiftsüchtige mit fremdem Auftrag hier aufkreuzte.

Sollte er ursprünglich nur sein zerstörerisches Werk vollenden und dann unerkannt wieder untertauchen? Wurde seine Abhängigkeit vom Heroin ausgenutzt, um ihn gefügig zu machen, so daß er zu jeder Tat bereit war?

Da hatte sein Auftraggeber aber trotz allem einen entscheidenden Fehler begangen.

Er händigte dem Süchtigen den von ihm dringend benötigten Stoff bei der Auftragserteilung aus, und der junge Mann reagierte auf seine Weise. Er schaffte es nicht mehr, aus der Wohnung zu verschwinden, suchte das Schlafzimmer auf und injizierte sich das Heroin.

Ob es so war, wie sie vermuteten, ließ sich allerdings nicht mit letzter Gewißheit feststellen. Der Eindringling blieb auch weiterhin unansprechbar, und Frank Morell war es zu riskant, den Mann länger in seiner Wohnung festzuhalten.

Die Symptome bei dem Süchtigen wiesen darauf hin, daß er sich allem Anschein nach diesmal eine zu hohe Dosis verpaßt hatte. Der berüchtigte ›goldene Schuß‹, aus dem es kein Erwachen mehr gab.

Der Dykte brachte den Gefährdeten ins nächste Krankenhaus. Als Frank Morell lieferte er den Rotblonden ab und gab an, den Mann in einer dunklen Hofeinfahrt gefunden zu haben.

Ohne seine Personalien anzugeben, verschwand er wieder, wurde an der nächsten Straßenecke unbeobachtet zu Mirakel und kehrte auf diese Weise in raschem Flug in seine Wohnung zurück. Dort wartete Hellmark auf ihn.

Björn ließ Morell wissen, aus welchem Grund er sich hier aufhielt. Zum ersten Mal erfuhr Frank, daß Molochos durch Björns geschicktes Taktieren wieder auf die Seite der Menschen gefunden hatte und nun

Geheimnisse preisgab, die ihnen allen nur von Nutzen sein konnten.

»Ob die Warnung von Molochos im Zusammenhang mit dem steht, was sich im Moment hier abspielt?« sinnierte Frank Morell unwillkürlich.

»Ganz ausschließen kann man das nicht. Er hatte es ziemlich eilig mit seinen Hinweisen.«

Björn Hellmark und Frank Morell hatten Grund anzunehmen, daß das Erscheinen des Rauschgiftsüchtigen ein Ablenkungsmanöver war.

»Aber wovon soll ich abgelenkt werden?« fragte Morell leise. »Das einzig Wichtige im Moment ist die Begegnung mit Dr. Chancer aus New York.«

»Wir würden mehr wissen, wenn uns bekannt wäre, wer der Hintermann ist, der dem Fixer den Auftrag gab, hier Unordnung zu schaffen. Hast du auch genau nachgesehen, Frank? Fehlt wirklich nicht etwas ganz Bestimmtes?«

»Nicht daß ich wüßte.«

Björn war Morell behilflich, die Unordnung zu beseitigen. Außer der Tatsache, daß viele wichtige Dokumente zerrissen oder angezündet worden waren, fehlte nichts.

Frank Morell griff sich plötzlich an den Kopf. »Alexandra«, sagte er unvermittelt.

»Was ist mit ihr?« fragte Björn überrascht.

»Ich habe das ganz vergessen. Sie wollte mich heute abend nach ihrer Ankunft in Spanien anrufen. Sie weiß nicht, daß ich mit Chancer ein Treffen vereinbart hatte. Wenn sie hier angerufen hat und der Kerl in seiner Trance hat möglicherweise abgehoben…«

Er unterbrach sich plötzlich. Mit einem Blick auf seine Uhr entschied er, in der Urbanisation ›Las Jardines‹ in Rosas anzurufen.

Schließlich wollte er auch wissen, wie Alexandras Fahrt verlaufen und ob sie überhaupt angekommen war.

Der Zettel mit der Nummer in Spanien lag neben dem Telefonapparat.

Frank Morell drehte die Wählscheibe.

*

Im ›City-Hotel‹ war alles so wie immer.

Doch der Schein trog.

Was sich hinter der Tür von Zimmer 1109 in der elften Etage des Hochhauses abspielte, darüber wußte niemand etwas.

Eben wurde von innen die Klinke gedrückt und lautlos die Tür geöffnet. Deutlich war zu sehen, daß im Apartment kein Licht brannte.

Es war stockfinster im Raum.

Der Inder spähte vorsichtig durch den entstandenen Spalt. Der

Mann trug nun nicht mehr seinen cremefarbenen Anzug, sondern einen blau-schwarzen, seidig schimmernden Hausmantel, um den er den breiten Gürtel locker geschlungen hatte.

Ajit Lekarim vergewisserte sich, ob der stille Korridor menschenleer vor ihm lag.

Dann lief er nach draußen, näherte sich der Tür mit der Nummer 1108 und klopfte an.

»Ja, bitte?« erklang Dr. Chancers Stimme überrascht hinter der Tür. »Wer ist da?«

»Ihr Nachbar. Gestatten Sie mir, Sie kurz zu sprechen?« fragte Ajit Lekarim höflich.

Der Schlüssel drehte sich von innen im Schloß. Dr. Chancer öffnete die Tür und stand dem Inder gegenüber, der sich heute abend in einem vermutlichen Anfall von Lebensüberdruß aus dem Fenster stürzte und von Mirakel gerettet wurde.

Der Mann aus New York lächelte freundlich. »Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ich habe ein Problem… ich möchte nicht, daß einer der Hotelangestellten etwas bemerkt.« Lekarims Blick wurde plötzlich unstet. Der Mann schien zu befürchten, daß jemand auftauchte. »Bitte, helfen Sie mir. Meine Verlobte ist ohnmächtig geworden, ich weiß mir keinen Rat…«

»Ich wüßte nicht, wie ich Ihnen helfen könnte«, entgegnete Dr. Chancer mit belegter Stimme. »Sie braucht einen Arzt. Warum rufen Sie denn keinen?«

»Es gäbe einen Skandal, verstehen Sie…« Mit diesen Worten wandte Lekarim sich abrupt um, fuhr sich mit beiden Händen durch sein dichtes, blau-schwarzes Haar und schüttelte verzweifelt den Kopf.

Der Inder verschwand in seinem Zimmer.

Dr. Chancer war neugierig geworden.

Der Mann war verzweifelt, er brauchte Hilfe. Seine labile psychische Situation konnte bewirken, daß er möglicherweise einen zweiten Selbstmordversuch unternahm.

Dafür wollte Chancer nicht verantwortlich sein.

Ajit Lekarim machte den Eindruck eines kranken Mannes. Er lehnte sich gegen die Türfüllung, atmete schnell und flach und fuhr sich mit einer nervösen Geste über die Stirn.

»Wie ist es denn passiert?« erkundigte sich Chancer.

»Sie ist krank…, sehr krank«, murmelte Lekarim wie abwesend. »Sie braucht seit langem schon starke, schmerzlindernde Mittel. Morphium, Opium… Sie hat sich in der Dosis vergriffen. Ob absichtlich oder unbewußt, bleibt dahingestellt…«

Lekarim sagte es mit schwerer Zunge.

Dr. Chancer schüttelte den Kopf.

Da stutzte der Inder plötzlich. »Da kommt jemand… schnell… kommen Sie herein, damit man uns hier nicht sieht…«

Es blieb dem Amerikaner keine Gelegenheit, in der Eile festzustellen, ob Lekarim die Wahrheit sagte.

Er machte zwei schnelle Schritte nach vorn, und schon schob ihn der Inder in das dunkle Zimmer, zu dem die Tür wie durch Geisterhand aufgerissen wurde.

Chancer erhielt einen heftigen Stoß in den Rücken, daß er nach vorn taumelte und befürchtete, in der Dunkelheit zu stürzen.

Doch plötzlich war da keine Finsternis mehr.

Eine gelblich-braune Lichtsäule umhüllte ihn.

Der Schein war plötzlich da. Ohne daß es dafür eine vernünftige Erklärung ab. Aus Dr. Chancers Kehle drang ein erschrecktes Gurgeln. Er versuchte aus dem Lichtfeld zu kommen.

Doch das ging nicht!

Ringsum stieß er gegen unsichtbare Wände, die er nicht zu überwinden vermochte.

Im Lichtkreis zeigten sich flackernde Rechtecke, Quadrate, kubusförmige Körper, deren Seiten perspektivisch verzerrt waren. Die Flächen und Körper schwebten auf ihn zu und hüllten ihn ein.

Dr. Chancer schrie. Er glaubte zu schreien, denn er vernahm seine eigene Stimme nicht.

Die Lichtsäule, die ihn von allen Seiten umgab, konnte er mit seinen Blicken durchdringen.

Außerhalb herrschte Dunkelheit.

Dennoch entgingen ihm nicht die beiden Menschen, die jenseits der Lichtwand standen.

Ein Mann und eine Frau. Das indische Paar!

Der Mann lächelte. Seine weißen Zähne blitzten im gebräunten Gesicht. Die Frau in dem violetten Sari umfaßte den Arm des Mannes und schmiegte sich an ihn.

»Was geht hier vor?« brach es dumpf aus Chancers Kehle. »Was macht ihr mit mir, laßt mich heraus… Was für eine Teufelei führt ihr im Schild?«

Das sarkastische Grinsen auf Ajit Lekarims Zügen verstärkte sich. »Wir tun einem Freund, einem Verbündeten, lediglich einen Gefallen. Das ist alles. Ich mußte Sie unter irgendeinem Vorwand ins Zimmer locken. Alles andere geschieht automatisch. Manchmal ist es eben doch nicht gut, einer spontanen Neugier nachzugeben, nicht wahr?«

Chancer vernahm die Worte wie durch eine Mauer. Der Inder schien weit von ihm entfernt zu stehen. Dabei befand er sich dicht vor ihm, und wäre diese zuckende, in ihrer Intensität auf- und abschwellende Lichtglocke nicht gewesen, hätte er sogar die Hand nach ihm ausstrecken können.

Voller Verzweiflung versuchte der Amerikaner seinem Gefängnis zu entrinnen. Doch es gab keine Möglichkeit, die Fläche ringsum war lückenlos.

Panische Angst erfüllte den Mann.

Schwarzmagische Kräfte fesselten ihn, gegen die er nicht ankam.

Dabei trug er zwei geheimnisvolle Abwehrgemmen bei sich, die sich in der Vergangenheit als unschlagbar erwiesen. Seine Begegnung mit Frank Morell in Frankfurt blieb sicher denen nicht verborgen, die sich seine Vernichtung zum Ziel gesetzt hatten. In der Welt der Geister und Dämonen herrschte ein reger Informationsfluß, der zum Großteil von den Menschen selbst in Gang gehalten wurde.

Was war los?

Urplötzlich fuhr Chancer zusammen.

Die ihm umgebende Lichthülle dehnte sich aus. Ihm stand mit einem Mal mehr Platz zur Verfügung…

Die umherwirbelnden, bunt schillernden Karos, Rechtecke, Quadrate und Kuben waren zur Ruhe gekommen.

Der Boden vor ihm sah aus wie geplättet, als befände er sich in einer Halle, wo Steinplatten in verschiedenartiger Form aneinandergereiht waren.

Warum konnte dieses Hotelzimmer plötzlich größer werden? Die Möbel ringsum kamen ihm so riesig, so fern vor, und das indische Paar…

Ein Stöhnen entrannt den Lippen des Amerikaners. Die beiden Menschen waren während der letzten Sekunden um ein Vielfaches gewachsen.

Durch die Lichtwand hindurch sah er die Umrisse ihrer großen, ihn überragenden Körper.

Ajit Lekarim ging in die Hocke – und war im selben Moment genauso groß wie Dr. Chancer, der aufrecht stand.

Lekarim legte seine beiden Hände auf die Lichtwand und näherte sein Gesicht der Fläche. »Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte er gelassen. »Der Austausch schmerzt nicht. Es geht alles ziemlich schnell…«

»Was soll schnell gehen? Was meinen Sie mit ›Austausch‹?« Chancer erschrak vor seiner eigenen Stimme. Sie klang rauh und brüchig wie die eines alten, kraftlosen Mannes.

»Es gibt jemand, der Ihre Stelle einnehmen möchte. Dieser Mann kommt aus dem Mikrokosmos. Dorthin wurde er einst verschlagen. Nun hat er über uns die Brücke gefunden, hier in diese Welt, in diese Dimension, und uns ein Geschäft vorgeschlagen…«

»Wer ist das?«

»Wir kennen seinen Namen nicht. Er ist ein Schwarzer Priester der niederen Klasse, der in den Augen der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my

nie besondere Bedeutung gefunden hat. Nun, durch Molochos' Abkehr glaubt er, eine Chance zu sehen, dessen Stelle zu übernehmen. Aus eigener Kraft kann er nicht zurück aus der Welt, in die er einst geriet. Nur mit unserer Hilfe ist es möglich. Ich bin gewissermaßen Spezialist für Apparate, die den Übergang vom Makro- in den Mikrokosmos ohne Schwierigkeiten schaffen. Aber das alles werden Sie ja selbst erleben…«

»Warum? Warum… ausgerechnet ich?« stieß Chancer hervor.

»Ganz einfach. Sie nehmen eine hervorragende Stellung ein. Etwas Besseres kann sich jener Schwarze Priester nicht wünschen.«

In seiner Verzweiflung riskierte Chancer alles.

Er zog aus der rechten Tasche seines Jacketts eine Abwehrgemme hervor und hielt das flache Objekt, das aussah wie eine an den Kanten eingekerbte Münze, dem Inder entgegen.

Der rötlich-braune Gegenstand bestand aus gebranntem Ton, war an verschiedenen Stellen eingefärbt und trug als Motiv eine Göttin, die mit gespreizten Beinen über dem Wasser schwebte, die Arme ausgestreckt hatte und in jeder Hand ein Bündel sich windender Schlangen hielt.

Dieses magische Zeichen stammte aus dem alten Ägypten. Wenn dieser Mensch außerhalb der Lichthülle von dämonischen Wesen beseelt war, wenn Satan sich seiner bedient hatte oder er schwarzmagische Formeln zu Hilfe nahm, um dies alles zu bewerkstelligen – dann mußte jetzt etwas geschehen.

Doch es geschah nichts!

Lekarim lachte und griff mit der Hand blitzschnell durch die Lichtwand. Ehe Chancer sich versah, entriß die große Hand ihm die Abwehrgemme, und mit schnellem Griff zog Lekarim ihm die Jacke aus, in der eine zweite, anders geartete Gemme steckte.

»Nur keine Aufregung, Doktor Chancer«, vernahm er die überhebliche Stimme.

Chancer sah, wie die Hand des Inders zu schrumpfen begann, wie sie ihre Größe rasch abbaute. Lekarim beeilte sich, seinen Arm wieder aus der Lichthülle zu ziehen. Außerhalb nahm die Hand wieder normale Größe an.

Achtlos warf der Inder die Gemme und das Jackett auf das aus der Sicht Chancers riesige Hotelbett.

»Das funktioniert nicht bei mir. Bei mir sehen die Dinge ein wenig anders aus«, lachte Lekarim.

Eine Erschütterung lief durch den bizarren Plattenboden, auf dem Chancer stand.

Der Amerikaner meinte, auf einer Rüttelanlage zu stehen. Er verlor den Halt, stürzte zu Boden und sah, wie im gleichen Moment vor ihm ein strudelartiges Gebilde in der Lichtsäule entstand. Es vergrößerte

sich rasch. Eine Öffnung zeigte sich. Erst jetzt wurde Chancer gewußt, daß direkt neben ihm eine zweite Säule stand.

Dann sah er auch schon in der anderen Säule das gedrungene, mattsilberne Gebilde, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Miniaturrakete hatte.

Ein Spielzeug… er hätte danach greifen und es mit einem einzigen Schlag zerschmettern können.

Doch im nächsten Moment war er dazu nicht mehr imstande.

Der Schrumpfungsprozeß lief rapide.

Nicht die mattsilberne Rakete wurde größer, sondern Chancer kleiner.

Er hatte das Gefühl, nur noch so groß zu sein wie eine Ameise, während die Bodenfläche, auf der er sich aufrichtete, riesig und unübersehbar für ihn geworden war.

Der Abstand zu dem Objekt, das er wie hypnotisiert im Auge behielt, war ebenfalls gewaltig gewachsen.

Riesig türmte sich die gedrungene Rakete vor ihm auf.

Ganz unten sah er jetzt die große Öffnung, dunkel und schattig, von der sich jemand löste.

Ein Mensch!

Chancer ging ihm wie in Trance entgegen.

Dann standen sich die beiden Männer gegenüber.

Der Fremde aus dem Mikrokosmos hatte in etwa Chancers Größe. Doch sonst stimmte in ihrem Aussehen nichts überein.

Der hagere Mann aus Molochos' Gefolgschaft hatte schwarzes, dichtes Haar und stechende Augen von nicht identifizierbarer Farbe.

Die Lippen waren schmal, blutleer und ein grausamer Zug umspielte den Mund des Mannes.

Chancer fühlte sich entsetzlich kraftlos. Man merkte ihm an, wie schwer es ihm fiel, überhaupt zu stehen.

Der andere starrte ihn an. Dieser bannende, hypnotisierende Blick… Chancer war außerstande, den Kopf zu wenden und woanders hinzusehen.

Die Hände seines Gegenüber fuhren in die Höhe. Sie legten sich auf seine Schultern. Wie Strom brannte es im Körper des Menschen.

Dann hatte Chancer das Gefühl, in einen Spiegel zu sehen.

Zuerst war dieser Spiegel matt, und die Umrisse des Kopfes, des Gesichtes waren nebelhaft verschwommen.

Im Antlitz seines Gegenüber veränderte sich etwas.

Die Augen wurden klarer, die Brauen schmaler und heller, das Haar hellte sich ebenfalls auf. Der stechende Blick verschwand, und der grausame Zug wurde ausgetauscht durch Seriosität und Freundlichkeit, die typisch waren für Dr. Chancer.

Der D-Agent der UNO sah sich wie im Spiegel – stand sich

praktisch selbst gegenüber!

»Meine Macht ist nur klein. Was andere mit geringem Aufwand schaffen, kann ich nur mit fremder Hilfe vollziehen. Dank Lekarims Hilfe ist der Sprung geglückt.«

Der wirkliche Dr. Chancer war zu schwach, um etwas auf diese Worte sagen zu können.

Seine Lebenskraft schien mit dem Aussehen, das der Schwarze Priester angenommen hatte, in dessen Körper geflossen zu sein.

Nur beiläufig bekam Dr. Chancer mit, wie ihm die Ringe abgestreift wurden, wie der Schwarze Priester ihm die Armbanduhr vom Handgelenk löste. Der Kleideraustausch erfolgte mechanisch.

Der Gefolgsmann Molochos', vor Jahrtausenden in den Mikrokosmos verschlagen, ließ Chancer schließlich unbeachtet stehen. Alle Lebensinformationen, die wichtig waren, die mit der Gestalt des Mannes aus New York auf irgendeine Weise bedeutsam waren, hatte sein Hirn gespeichert.

Mit der Analyse des Bewußtseinsinhalts Dr. Chancers war gleichzeitig der posthypnotische Befehl in sein Hirn eingepflanzt worden, dem er jetzt Folge leistete.

Der D-Agent der UNO ging auf die riesige Rakete zu.

Der Hypnotisierte war in diesem Moment noch einen Zentimeter groß. An dieser Stelle wurde der Schrumpfungsprozeß gestoppt. Im Vergleich zu dem Amerikaner war die Rakete dreißigmal so groß…

Chancer verschwand in der dunklen, ovalen Öffnung, die sich hinter ihm schloß.

Der Schwarze Priester jedoch ging in der Gestalt Dr. Chancers in die erste Lichtsäule. Dort nahm er an Größe und Volumen zu, und das geheimnisvolle, flackernde Licht pulsierte heftiger, die Karos, Rechtecke und Quadrate umschwirrten ihn lautlos und lösten das Mikrotisierungsfeld auf.

Der mattsilberne Raketenkörper begann zu leuchten. Dann zeigte sich ein grelles Licht unter dem Objekt Lautlos jagte die Miniaturrakete empor, stieß durch das weit geöffnete Fenster in die Nacht und verlor sich als winziger, heller Punkt zwischen der Wolkendecke.

Dort entstand kurzfristig ein schwarzes Loch, das die Miniaturrakete schluckte.

Die beiden Lichtsäulen in der Mitte des Apartments Nummer 1109 erloschen.

Der Schwarze Priester in der Gestalt Dr. Chancers stand Ajit Lekarim und seiner Begleiterin Siddha gegenüber.

»Du kannst auf meine Hilfe rechnen«, sagte der Schwarze Priester mit der Stimme Dr. Chancers. »Der Mann, mit dem Dr. Chancer als Beauftragter einer großen Organisation konferiert hatte, wird dir in

die Falle gehen, die du hervorragend vorbereitet hast. So werden wir gemeinsam zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Du bekommst den Dykten Mirakel und läßt ihn für alle Zeiten im Nichts verschwinden – und ich erhalte die Chance, Molochos' verwaisten Thron einzunehmen und Rha-Ta-N'mys Wille zu erfüllen…«

Er wollte Chancers Jackett an sich nehmen.

Als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten, wich er zwei Schritte zurück.

Ajit Lekarim mußte erst die zweite Abwehrgemme aus dem Kleidungsstück entfernen, ehe der Schwarze Priester in die Jacke schlüpfen konnte.

Die magischen Zeichen verursachten ihm körperliche Schmerzen.

Daran zeigte sich, daß er nicht von dieser Welt war, daß der Geist der Finsternis ihn erfüllte…

*

»Urbanisation ›Las Jardines‹…«, meldete sich die charmante Stimme am anderen Ende der Strippe.

Frank Morell erkundigte sich nach Alexandra Becker und freute sich darauf, verbunden zu werden und ihre Stimme zu hören.

Doch am anderen Telefon entstand Unruhe und herrschte Verwirrung, die ihm nicht entging.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte er irritiert.

»Einen Moment bitte, Senor… bitte gedulden Sie sich noch einen Augenblick«, wurde er vertröstet.

Die Stimme der jungen Spanierin klang unsicher.

Zwischen Frank Morells Augen entstand eine Falte.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Hellmark ihn.

»Sie verbinden mich nicht mit ihr…«, entgegnete Morell.

Dann drang wieder die Stimme aus dem Hörer. »Hallo, Senor, sind Sie noch an der Strippe?«

»Ja.«

»Leider kann ich Sie nicht verbinden.«

»Weshalb nicht?« hakte Frank nach.

»Es ist nicht möglich.«

»Die Senorita erwartet meinen Anruf. Sie können ruhig durchstellen. Sie ist noch wach.«

»Darum geht es nicht, Senor. Sie kann nicht ans Telefon.«

»Ist etwas passiert, Senorita? Ich bitte Sie, mir die Wahrheit zu sagen.«

»Das kann man nicht so sagen, Senor… sind Sie verwandt mit ihr? Ihr Verlobter?«

»Ihr Verlobter. Wir wollen bald heiraten…«, fügte er schnell und

überzeugend hinzu.

Da erfuhr er, daß es am Abend in der Bungalow-Anlage zu einem Unfall gekommen war. Die Einzelheiten teilte sie ihm nicht mit. Sie beruhigte ihn insofern, daß sie ihm zusicherte, Alexandra Becker wäre nicht tot. Doch man habe sie entführt! Über die Umstände wisse man nichts Genaues.

»Am besten wäre es, wenn Sie so schnell wie möglich hierher nach Rosas kommen könnten…«

»Ich werde es sofort tun, Senorita. Ich bin in wenigen Minuten bei Ihnen.«

»Sie scherzen, Senor…« Sie ließ ihren Worten die Andeutung eines Lachens folgen.

»Ich wollte mich mit meiner Verlobten in Rosas treffen«, fuhr Morell unbeirrt fort. »Ich stehe kurz vor Rosas und rufe von einer Telefonzelle aus an. Ich werde gleich bei Ihnen sein, Senorita, auf Wiedersehen!«

Er legte auf.

»Du mußt mir helfen, Björn«, wandte er sich unverzüglich an Hellmark.

»Geht klar, Frank. Manchmal sind wir Menschen, die keine Dykten sind, eben doch ein bißchen schneller…« Er lächelte vielsagend. »Komm her! Du mußt allerdings in Kauf nehmen, daß ich dich begleite.«

»Nichts ist mir lieber als das. Da ist etwas faul, Björn. Alexandra ist verschwunden. Angeblich weiß niemand etwas Genaues. Und doch habe ich das Gefühl, daß sie's alle wissen, aber niemand wagt es auszusprechen…«

Gab es einen Zusammenhang zwischen Alexandra Beckers Verschwinden und den Vorgängen heute abend in seiner Wohnung, dem Treffen mit Dr. Chancer?

Die Dämonischen, die Feinde der Dykten und Menschen, gingen oft verworrene Wege, um ans Ziel zu gelangen.

Björn Hellmark ließ Macabros entstehen.

Der Ätherkörper faßte Hellmark und Morell bei der Hand, stand zwischen ihnen, und im nächsten Moment waren die drei Gestalten aus der Wohnung des Konstrukteurs verschwunden…

*

… und materialisierten in der gleichen Stellung rund 1500 Kilometer von Frankfurt entfernt.

Björn Hellmark hatte sich auf die Bucht von Rosas konzentriert.

In den Bodegas und Restaurants herrschte noch immer Betrieb.

Die Anlage ›Las Jardines‹ war bequem zu Fuß zu erreichen.

Hellmark löste seinen Doppelkörper auf, um seinen Kräftevorrat zur Aufrechterhaltung Macabros' nicht unnötig zu strapazieren. Wenn beide Körper lebendig waren, benötigten sie die doppelte Energie.

Niemand beachtete die beiden Männer, die plötzlich die Straße entlanggingen und wie Gespenster in Rosas aufgetaucht waren.

Björns und Franks Ziel war das Restaurant, das zur Bungalow-Anlage gehörte.

Dort herrschte reger Betrieb.

Beinahe körperlich spürten sie die Aufregung, die in der Luft lag.

In dem Restaurant, das für Feriengäste ebenfalls Apartments zur Verfügung stellte, unterhielt man sich über das unheimliche Ereignis vom Abend.

Auch Polizisten waren noch da. Männer der Guardia Zivil.

Noch immer waren nicht alle Vernehmungen abgeschlossen. Die Beamten schienen mit dem, was sie zu hören bekamen, nicht ganz zufrieden.

Frank Morell steuerte direkt auf die gut aussehende Spanierin an der Rezeption zu und stellte sich als der Anrufer von vorhin vor.

Die Angesprochene konnte ihre Nervosität nicht verbergen.

»Capitán Jerez von der Polizei aus Fuengirola spricht dort drüben am Tisch mit den beiden Männern. Sie haben alles beobachtet. Am besten ist es wohl, wenn Sie sich Senor Jerez vorstellen…«

Der Anflug eines Lächelns erschien auf ihren roten, verführerisch schimmernden Lippen.

Die Unruhe in Morell wuchs.

Jerez war ein Mann Mitte Vierzig. Schlank und drahtig erinnerte er auf Anhieb an einen Torero, der stolz in der Pose des Siegers die Arena verließ.

Jerez war erstaunt, plötzlich zwei neue Gesichter im Restaurant zu sehen.

Morell ließ ihn wissen, weshalb er hier war. »Ich möchte Gewißheit haben über das Schicksal meiner Verlobten.«

Der Capitán aus Fuengirola sah ihn einen Moment aufmerksam und schweigend an.

»Das ist leichter gefragt als beantwortet, Senor. Auch ich gäbe etwas darum, Näheres über das Schicksal der Senorita zu wissen. Was wir bisher in Erfahrung gebracht haben, hörte sich eher wie ein Alptraum an… Ich wage es nicht, Ihnen das zu sagen, was wir bisher als aktenkundig festhalten mußten.«

Jerez ging mit den beiden Deutschen an einen Nebentisch, um sich ungestört mit ihnen zu unterhalten.

Freundlich nickte er dabei einem muskulösen Mann zu, der nachdenklich an einem anderen Tisch in der Ecke saß, eine Flasche Vino tinto vor sich stehen hatte und den scheinbar der ganze Betrieb

überhaupt nicht interessierte.

Doch mit einem einzigen Blick erkannten sowohl Björn als auch Frank, daß dieser Eindruck täuschte. Der kräftige Spanier bekam sehr wohl mit, was sich um ihn herum abspielte, was gesprochen wurde und worum es ging.

»Das ist Capitán Forgas aus Llansa«, erklärte Jerez, als er sah, in welche Richtung die Blicke der Freunde gingen. »Sie werden sicher auch noch mit ihm sprechen können. Mein Kollege aus Llansa ist einer der letzten, der mit Senorita Becker, Ihrer Verlobten, Senor, gesprochen hat… Aus diesem Gespräch stammen einige Merkwürdigkeiten, die offensichtlich bei der Entführung Ihrer Verlobten eine Rolle spielten.«

Jerez berichtete von der ordnungsgemäßen Ankunft der blondhaarigen Deutschen in ihrem Bungalow. Dort standen jetzt noch ihre Koffer unausgepackt.

»Wenn Sie daran glauben, daß es menschengroße Insekten gibt, die mit Schwertern um sich schlagen… wenn Sie daran glauben, daß ein solches Geschöpf mit der Entführten sich einfach in Luft auflösen kann und auch ein Toter verschwindet, als hätte er nie existiert… dann, Senores, ist das die Wahrheit, die ich Ihnen im Moment bieten kann…«

Jerez' Stimme klang belegt. »Aber das, Senores, ist noch nicht alles«, fuhr er unvermittelt fort. »Drei Zeugen behaupten übereinstimmend, gesehen zu haben, wie der Tote vor ihren Augen erst durchsichtig wurde und sich dann verkleinerte. Von Sekunde zu Sekunde schrumpfte der Körper mehr, wurde zu einem winzigen, nicht mehr auffindbaren Etwas… mikroskopisch klein, so daß wir ihn nicht mehr finden konnten…« Er blickte einen nach dem anderen an. »Und das können Sie auch glauben, nicht wahr?«

Er konnte sein Zusammenzucken nicht verbergen, als Morell nickte.

Morell stellte sich vor, wie Jerez wohl reagieren würde, wenn er erführe, welche unglaublichen, haarsträubenden Abenteuer Björn Hellmark und Frank Morell gerade erlebt hatten.

Die Gefahr aus dem Mikrokosmos! Björn mußte unwillkürlich an die Ausführungen denken, die Ak Nafuur, der ehemalige Molochos, ihm gegenüber machte.

Es gab also doch einen Zusammenhang zwischen den Ereignissen um Frank Morell und denen hier im fernen Rosas.

Gerade das Gebiet rund um die spanisch-französische Grenze hatte es in sich. Vor langer Zeit war von Geistern und Dämonen, von Eindringungen aus anderen Welten und Dimensionen der Grundstein für manche Schrecken der Neuzeit gelegt worden. Wenn die Leiche auf eine derart geheimnisvolle Weise in den Mikrokosmos geschleust

worden war, konnte man davon ausgehen, daß auch der unheimliche Insektenmensch samt Alexandra Becker sich dorthin begeben hatte!

So paßte alles wieder zusammen.

Seine Begegnung mit den Spinnenrittern hatte ihn mit Wesen zusammengebracht, die insektenartig aussahen, die Spinnen dressiert hatten, als Reittiere benutzten und mit ihnen in einer sonderbaren Symbiose lebten.

Hellmark sprach mit den Männern, die das Ungeheuer gesehen hatten. Es sah anders aus als jene, die die Spinnen seinerzeit ritten…

Im Gespräch mit Capitán Forgas kam heraus, daß Alexandra Becker den gewaltigen Schädel am Himmel über der zerklüfteten Bucht erwähnte. Die junge Deutsche hatte ihn selbst nicht gesehen.

Sie gab nur eine Beobachtung von Elke Denner weiter.

Frank Morell ließ sich nicht anmerken, wie sehr ihn gerade diese Mitteilung traf.

Capitán Jerez zeigte den beiden Freunden den Bungalow, in dem noch ein Hauch von Alexandras Parfüm ›Ypsilon‹ schwebte.

Aus dem mit einer hohen Mauer umschlossenen Garten hatte der Entführer mit seinem Opfer auf normale Weise unmöglich entkommen können…

Bei dem allgemeinen Betrieb, der noch herrschte, fiel nicht auf, wie Frank Morell und Björn Hellmark wenig später das Restaurant verließen und in der nächsten, dunklen Seitenstraße auf Macabros' Weise Rosas den Rücken drehten.

Capitán Jerez, der ihnen noch folgte um sie etwas zu fragen, begriff nicht, wieso die Straße vor ihm plötzlich leer war, obwohl er gerade noch die Umrisse von zwei Menschen wahrgenommen hatte. Nein, es waren ja drei gewesen…

Wen hatten Björn Hellmark und Frank Morell getroffen?

Zu all den rätselhaften Ereignissen an diesem Abend kam ein neues für Jerez dazu…

*

Sie kehrten zurück in Morells Wohnung.

Doch dort blieben sie nicht lange.

»Ich muß es einfach wissen«, sagte Frank ernst. Er stand am Fenster und starrte auf die belebte Straße. »Othh… Alexandra hat von Othh gesprochen… und Othh hat sich mir gezeigt und aufgefordert, zu ihm zu kommen. Ob sie wohl bei ihm ist?«

Sie waren nur auf Vermutungen angewiesen.

Doch damit gab sich keiner dieser Männer zufrieden, die gewohnt waren, jeder Sache auf den Grund zu gehen.

»Ist es bedeutungsvoll oder Zufall, daß Othh, jener Rätselhafte mit

dem Riesenhirn, sich ausgerechnet bei der Begegnung mit Dr. Chancer zeigte?« sinnierte Morell.

»Es wäre leicht nachzuprüfen«, warf Björn ein. »Und vielleicht sollten wir auch mal diesen Dr. Chancer unter die Lupe nehmen. Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser, nicht wahr? Erst fühlen wir mal diesem Dr. Chancer auf den Zahn. Dämonen haben manchmal die Angewohnheit, sich für jemand auszugeben der sie gar nicht sind.« Mit diesen Worten tastete er unwillkürlich nach der Dämonenmaske, die in seiner Tasche steckte.

Frank Morell machte sich Sorgen um Alexandra.

Wo mochte sie sein? Wie erging es ihr – und war sie überhaupt noch am Leben?

*

Sie schlug die Augen auf und begriff im ersten Moment nicht, wo sie sich befand und was geschehen war.

Dann kehrte allmählich die Erinnerung zurück.

Alexandra Becker hielt den Atem an und blickte in die Runde.

Sie befand sich in einem großen Wohnzimmer. Der Boden, auf dem sie lag, war mit einem dicken Teppich ausgestattet.

Fahles, gedämpftes Licht fiel durch ein großes Fenster über ihr, das die Atmosphäre eigenartig gestaltete.

Im Blickfeld der jungen Frau befand sich ein wuchtiger Tisch, um den sich eine schwere Polstergarnitur gruppierte.

Der Stoff der Sitzmöbel war blaß und fahl, die Farbe beinahe unansehnlich.

Das Mädchen mit der Pferdeschwanzfrisur war gefesselt. Arm- und Fußgelenke waren zusammengebunden. Was hatte man mit ihr vor?

Da vernahm Alexandra Becker ein Geräusch.

Sie warf den Kopf herum und sah durch eine Seitentür das Ungeheuer auf sie zukommen.

Alexandra Beckers Herz verkrampfte sich.

Ein Insektenmonster!

Doch es war anders als jenes, das ihr in der Bungalow-Anlage ›Las Jardines‹ begegnet war.

Das Geschöpf lief ebenfalls auf zwei Beinen, war aber gedrungener, hatte einen massigen Kopf, und daran hingen Fühler, die sich leise raschelnd bewegten.

In den dicken, hervortretenden Augen glitzerte ein kaltes Lacht.

Der Anblick des Geschöpfes versetzte die junge Frau in Panik und lähmte sie. Sie war nicht imstande, auch nur einen Schrei auszustoßen.

Mit seinen klauenartigen Greifern zerschnitt das Insekt ihre

Fesseln. Dann setzte es seinen Weg durch das große, überladen eingerichtete Wohnzimmer fort, ohne sich weiter um sie zu kümmern.

Auch auf der anderen Seite des Raumes gab es eine Seitentür, durch die das Wesen dann verschwand.

Wieder war Alexandra Becker allein.

Zitternd richtete sie sich auf. Ihre Knie waren butterweich. Die Blondine mußte sich an der niedrigen Fensterbank festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Das riesige Panoramafenster nahm fast die ganze Seite dieser Wand ein.

Dahinter begann eine triste, zerklüftete Winterlandschaft, wie sie die junge Frau nie zuvor in ihrem Leben gesehen hatte.

Eine entsetzliche Einsamkeit und Leere dehnte sich jenseits des Fenster aus. Kahle, verkrüppelte Bäume ragten aus dem dichten Schneeteppich, der sich über die hügelige, in endlose Ferne führende Landschaft ausbreitete.

Tief vom Himmel herab hing ein riesiger Planet, so daß es fast den Anschein erweckte, er würde jeden Augenblick auf diese triste Landschaft herabfallen.

Die Blondine hielt den Atem an.

Im ersten Moment erinnerte sie dieser Weltenkörper an den Mond. Grau-weiß und zerklüftet zeigten sich riesige Bergzüge und Krater.

Nein – dies war nicht der Mond der Erde – es war der Trabant einer anderen, fernen Welt.

Und dann begriff sie das Ereignis in seiner gesamten, ungeheuerlichen Tragweite.

Der Zusammenstoß mit dem Insektenmensch hatte dazu geführt, daß man sie auf einen fernen Stern verschleppte.

Von da gab es für sie keine Rückkehr mehr zur Erde…

*

Wie in Trance sah sie sich in dem Wohnraum um. Der war so menschlich eingerichtet, daß sie das Gefühl hatte, jeden Augenblick von dem Bewohner angesprochen zu werden.

Vorsichtig näherte sich Alexandra Becker einer Tür.

Insgesamt gab es in diesem Raum drei.

Ohne Widerstand ließ sie sich öffnen. Dahinter befand sich ein anderes Wohnzimmer, das ebenfalls mit wuchtigen und bequemen Polstermöbeln eingerichtet war, mit riesigen, überfüllten Wandschränken, in denen es Bilder, Bücher, allerlei Statuen und Gegenstände gab, die man in jedem normal eingerichteten Wohnzimmer auf der Erde auch fand.

Doch nicht in dieser Fülle…

Unendliche Stille umgab sie.

Wäre vorhin nicht dieser seltsame, unheimliche Besucher gewesen – sie hätte geglaubt, allein auf der Welt zu sein…

»Hallo?« rief sie mit schwacher Stimme in den Raum. »Ist da jemand?«

Es erfolgte keine Antwort auf ihren Ruf.

Auch in dem Wohnzimmer, wo sie sich jetzt aufhielt, führten drei Türen in drei verschiedene Himmelsrichtungen.

Jeder Raum war in einer anderen Farbe eingerichtet.

Das alles kam ihr vor wie das Haus eines eigenwilligen Sammlers…

Obwohl ihre Umgebung so freundlich und einladend wirkte, wurde sie immer wieder an das alptraumhafte Geschehen erinnert.

Alexandra Becker berührte den schwarzen Marmortisch, der auf vier prachtvollen Säulen stand, die Baumstämme darstellten, an denen sich armdicke Schlanken emporwanden.

Der Stein war kühl, und jede Erhebung, jede Einkerbung fühlte die junge Frau deutlich unter ihren tastenden Fingerspitzen.

Alexandra Becker näherte sich der Schrankwand mit den zahlreichen Fächern. Dieses Möbelstück konnte von jedem Schreiner in Frankfurt ebenso gut angefertigt worden sein.

Sie entdeckte Goethes Werke in einer seltenen Erstausgabe, alte Folianten und Bildbände, die das Herz eines jeden Sammlers hätten höher schlagen lassen.

Und alles konnte sie anfassen. Da war kein Gegenstand, der vor ihren Augen verging wie ein Nebel oder durch den ihre Hand hindurchgegangen wäre.

Von auserlesener Schönheit waren die Holzschnitzerein und Tonfiguren, die in den Schrankfächern standen.

Obwohl Alexandra kein Kunstverständnis besaß, gefielen ihr die Dinge auf Anhieb, und sie begriff instinktiv den Wert, den die Gegenstände darstellten.

Einige waren aus purem Gold und uralt. Statuen aus der Zeit, als die Kulturen der Azteken und Mayas, der alten Ägypter und Römer auf ihrem Höhepunkt waren.

Irgend jemand gehörten diese Dinge doch! Das wiederum bedeutete, daß sich auch jemand in der Nähe aufhielt.

Was ihr als Besonderheit noch auffiel, was die Tatsache, daß jeder Raum, den sie betrat, eine Wand mit großem Panoramafenster hatte, durch das man in die beklemmende, düstere Landschaft sehen konnte. In ihr spielte sich ein verwirrendes, ständig wechselndes Licht- und Farbenspiel ab. Das hing damit zusammen, daß der riesige Mond, von dem man meinte, er müsse jeden Augenblick das Dach des Gebäudes berühren, in einem anderen Licht glühte.

Die Schatten der knorrigen, laublosen Bäume waren da manchmal

dunkelviolett, blau-schwarz oder von einem zarten Grün bis zum dunkelsten Orange. In den Schneekristallen reflektierte sich dann das geheimnisvolle Licht, das aussah, als würde die ganze Welt von innen heraus glühen…

Immer wieder führten Türen in andere Räume, so daß sie schließlich nicht mehr zu sagen wußte, woher sie eigentlich gekommen war. Dies war ein richtiges Labyrinth. Es schien kein Ende zu nehmen.

Überallhin verfolgte sie der riesige, zerklüftete Mond, der durch die Panoramascheiben schimmerte und – da sie ihren Beobachtungsstandpunkt ständig änderte – sich dauernd aus einem neuen Blickfeld zeigte.

Das Gebäude, in dem sie sich befand, mußte riesige Ausmaße haben…

Dann kam sie in einen Raum, der nicht so eingerichtet war wie die anderen bisher. Es war eine kahle, metallisch schimmernde Halle, in der eine -Rakete stand.

Alexandra Becker hielt den Atem an.

Der riesige Flugkörper stand bedrohlich da, eine eigentümliche Kälte ging von ihm aus.

Über der Halle spannte sich ein gläsernes Kuppeldach, hinter dem die Sterne und der riesige Mond zu sehen waren, der schwer und düster über der Landschaft hing.

Ein leiser Wind war aufgekommen, der Schneeflocken vor sich hertrieb.

Alexandra Becker kam sich einsam und verloren in dieser riesigen, kahlen Halle vor. Tief in ihrem Bewußtsein stieg eine Ahnung empor. Sie glaubte sich daran erinnern zu können, von dem rätselhaften Insekt in eine Rakete verschleppt worden zu sein. Hier also war diese Rakete gelandet und hatte ihr Ziel erreicht…

Und welchen Sinn ergab das Ganze?

Sie sah noch immer keinen. Die unheimliche Stille packte sie, daß sie glaubte, in dieser Lautlosigkeit ersticken zu müssen.

Unwillkürlich fing sie an, schneller zu atmen. Das Atemgeräusch und das Pochen ihres Herzens waren die einzigen Laute, die sie registrierte.

Auch in den runden Hangarwänden existierten mehrere Türen, die in verschiedene Richtungen führten. Doch bis auf eine waren alle verschlossen.

Unwillkürlich fuhr Alexandra Becker zusammen. Der geheimnisvolle Unsichtbare, dem alles hier gehörte, der über jeden ihrer Schritte offenbar genau informiert war, schien sie in eine ganz bestimmte Richtung lenken zu wollen.

Die Tür, durch sie sie kam, mündete in einen Saal, der an ein

Treibhaus erinnerte.

Ein traumhaft schöner und farbenfroher Garten dehnte sich vor ihr aus. Die Wände ringsum bestanden aus Glas. Der scharfe Kontrast zu der trostlosen, unfreundlichen Schneelandschaft draußen und dem blühenden Garten hier drinnen wurde ihr richtig bewußt.

Gepflegte Wege führten durch die Anlage. Es gab Bänke, kleine Springbrunnen und Teiche und Seerosen.

In den meisten Fällen erkannte sie die Vegetation wieder. Aus ihrer eigenen Welt.

Die unheimlichen Widersprüche, mit denen Alexandra Becker andauernd konfrontiert wurde, waren nicht dazu angetan, ihre Grundstimmung zu verbessern oder zur Aufklärung beizutragen.

Was man in einem solch großen und schönen Garten erwartete, war Vogelgezwitscher. Das aber gab es nicht.

Eigenartigerweise wurde das Gefühl in Alexandra, beobachtet zu werden, immer stärker.

Die blonde Zeichnerin ging den breiten Hauptweg entlang. Palmen und blühende Hibiskussträucher säumten ihren Weg.

Dann verharrte Alexandra Becker plötzlich im Schritt.

Sie hörte leises Stöhnen.

Es kam aus dem Dickicht.

Mechanisch begann sie zu laufen.

Sie eilte über eine Wiese, auf der Klee, Gänseblümchen und Löwenzahn wuchsen und durch die ein schmaler, gewundener Bach sprudelte.

Die junge Frau sprang darüber hinweg und näherte sich dem Busch.

Dann sah sie, wie eine verkrampfte, blutverschmierte Hand sich unter den Blättern vorschob und sich in ein Grasbüschel krallte.

Geschockt blieb Alexandra Becker stehen…

*

Wie kleine Schlangen bewegten sich die Finger der Hand.

Alexandra starrte auf sie herab und war sekundenlang unfähig, sich aus der Erstarrung zu lösen.

Endlich gelang es ihr.

Sie mußte an sich halten, um nicht aufzuschreien.

Mit weichen Knien näherte sie sich dem Busch, teilte ihn mit beiden Händen und sah, wie ein Mann mit letzter Kraft versuchte, nach vorn zu kriechen.

Alexandra Becker überwand ihre Scheu und Furcht und war dem Mann behilflich, auf das Gras zu kommen, wo er erschöpft liegen blieb.

Er atmete hastig und flach. Das dunkelblonde Haar hing ihm verklebt in die Stirn.

Sein Gesicht war zerschunden und übersät mit Kratzern und blauen Flecken.

Auch die Kleidung hatte einiges abgekommen. Das Hemd war aufgeschlitzt und zeigte einen Teil der nackten Schulter.

Der Mann hatte einen Fotoapparat um den Hals hängen, den er wie im Krampf umklammerte.

»Wer sind Sie?« fragte Alexandra Becker erschreckt. Sie riß ein Stück aus dem zerfetzten Hemd des Verletzten, tauchte den zusammengeknüllten Stoff in frisches, klares Bachwasser und tupfte dann die schweiß- und blutverschmierte Stirn des Mannes ab, wusch sein Gesicht und seine Hände.

»Danke, das tut gut«, sagte der Fremde schwach. »Durst… träufeln Sie Wasser auf meine… Lippen, bitte!«

Alexandra Becker wrang den Lappen gründlich aus und benetzte dann die Lippen des Mannes, der jeden Tropfen gierig leckte.

Zum Glück erwiesen sich die Verletzungen an seinem Körper als nur oberflächlicher Natur und nicht ernsthaft.

»Ich bin Paul Denner… und Sie? Wer sind… Sie?«

Alexandra Becker schluckte erst trocken, ehe sie antwortete. Das also war der Mann, dessen sonderbares, mysteriöses Verschwinden von seiner Frau in allen Einzelheiten beobachtet worden war, ohne daß sie das geringste dagegen hatte tun können…

Nach und nach tauschten sie Erfahrungen aus, die sie gegenseitig gemacht hatten.

Alexandra erfuhr, daß Paul Denner erst vor kurzer Zeit wieder zu sich kam. Nach dem orkanartigen Sturm, der ihn in das schwarz gähnende Loch im Himmel riß, wußte er nicht, was sich im einzelnen ereignet hatte.

Beim Erwachen lag er in einer steinigen, von zerklüfteten Bergen umgebenen Ebene, auf der sich eine dünn gefrorene Schneeschicht befand. Die Bäume dort waren ohne Laub und hatten schwarze, wie anklagend in den grauen Himmel ragende Zweige. Es war entsetzlich kalt gewesen.

Denner entdeckte eine Schleifspur und brachte damit in Zusammenhang, daß er diese Spur selbst verursacht hatte. Er war wie von unsichtbaren Händen förmlich über den steinigen Untergrund gezerrt worden. Dabei zerriß seine Kleidung, und er zog sich die Verletzungen zu.

Ohne zu wissen, wie lange er unterwegs war, durchquerte er das steinige Tal, erreichte eine holprige, von Eis und Schnee befreite Straße und gelangte durchgefroren an die ›Burg‹, wie er die Anlage hier bezeichnete.

»Sie ist massig«, beendet er seine Ausführungen. »Gewaltige Mauerwerke umrahmen ein Anwesen, das aus zahllosen Gebäuden, Nebengebäuden, Türmen, Anbauten, überdachten Innenhöfen und Säulenarkaden besteht. Nur ein einziges Tor gibt es in der Schutzmauer. Und das war geöffnet, als ich es erreichte. Nachdem ich es passiert hatte, schloß es sich wie von Geisterhand«, sagte er leise, schüttelte den Kopf und faßte sich an die Stirn. »Ständig hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Doch nicht ein einziges Mal hat sich jemand gezeigt… Angekommen im Innenhof, fühlte ich mich erst mal wohler. Da war es warm, als ob die Sonne schien. Obwohl ich bis zur Stunde so etwas wie eine Sonne noch nicht gesehen habe. Außer diesem kalten, gräßlichen Mond, von dem ich glaubte, daß er mir jeden Augenblick auf den Kopf fällt…«

Bei diesen Worten richtete er unwillkürlich den Blick nach oben. Die linke Glaswand war zur Hälfte ausgefüllt von dem riesigen Weltenkörper, auf dem die bizarren Berge und zerklüfteten Kraterlandschaften deutlich auszumachen waren.

»Und wie kamen Sie in den Garten?« wollte Alexandra Becker wissen.

»Durch ein Loch in der Mauer…« entgegnete Paul Denner mit verunglücktem Lächeln. »Ich hab's draußen im Hof entdeckt, einen anderen Zugang gab es nicht…«

Da kniete Alexandra Becker auf den Boden, teilte das Buschwerk und konnte das verhältnismäßig große Loch im Mauerwerk deutlich erkennen. Bequem konnte ein Mensch dort hindurchkriechen.

Sie warf einen Blick durch die Maueröffnung und stutzte plötzlich. »Sie müssen sich getäuscht haben, Herr Denner«, sagte sie. »Genau uns gegenüber befindet sich ein Gittertor, das weit offen steht…«

»Unsinn«, stieß Paul Denner hervor.

Er hatte sich während der letzten Minuten soweit erholt, daß er aus eigener Kraft zu dem Loch in der Mauer zurückkriechen konnte. »Ich bin mir doch vorgekommen wie im Hinterhof eines Gefängnisses«, fügte er tonlos hinzu.

Aber – Alexandra Becker hatte recht.

Genau der Maueröffnung gegenüber befand sich das Gittertor. Leise quietschend bewegte es sich in den Angeln, als wolle es durch dieses Geräusch die beiden Beobachter auf sich aufmerksam machen.

Ratlos blickten Alexandra Becker und Paul Denner sich an.

Der Mann senkte den Kopf. »Es gibt Dinge im Leben, über die denkt man am besten gar nicht nach«, murmelte er. »Man kommt doch zu keinem Ergebnis. Es ist müßig, sich darüber Gedanken zu machen, welche Ursachen wohl bewirkt haben, daß wir beide uns jetzt hier befinden. Sie kamen auf eine andere Weise an als ich, und doch kreuzten sich unsere Wege. Zufall? Schicksal? Bestimmung?…« Er

zuckte die Achseln. »Wer kann das schon sagen, nicht wahr? Aber ich schwöre Ihnen, Fräulein Becker: Vorhin gab es dort drüben kein Tor… entweder sehen wir beide jetzt etwas, was es nicht gibt, oder derjenige, der uns dauernd beobachtet, hat es verstanden, dieses Tor auf irgendeine Weise zu tarnen.«

»Das werden wir gleich feststellen«, murmelte die junge Frankfurterin.

Trotz aller Erlebnisse, die ihr zu schaffen machten, erfüllte sie eine bemerkenswerte Unternehmungslust.

Sie wollte den Dingen auf den Grund gehen.

Aus eigener Kraft konnten sie sich kaum mehr aus der Situation befreien, in die sie geraten waren. Diese Entführung mußte einen Sinn ergeben und nur derjenige, der sie eingeleitet hatte, kannte ihn.

Dieser Jemand schien sie zu rufen. Sicher war es kein Zufall, daß ihnen ausgerechnet jetzt, da sich beide an der Maueröffnung befanden, das quietschende Gittertor auffiel.

»Ich seh's mir aus der Nähe an«, sagte Alexandra.

Schon schlüpfte sie durch das Loch und kam auf der anderen Seite der Mauer an.

»Ich komme mit. Bitte warten Sie…«, rief Denner ihr nach.

Er kroch durch die Öffnung und richtete sich dann – noch immer schwach – neben der jungen Frau mit der Pferdeschwanzfrisur auf.

Alexandra blickte in die Runde. Der Innenhof war umringt von massigen, mindestens zehn Meter hohen Burgmauern. Doch auch darüber spannte sich wieder eine durchscheinende Kuppel, durch die man die Außenwelt wahrnehmen konnte.

Das Gittertor führte in einen anderen Hof, der größer war, als der, aus dem sie kamen.

Die Luft hier war grau und düster, und nur andeutungsweise waren die schemenhaften Umrisse der gegenüberliegenden Mauern zu erkennen. Vor ihnen befand sich ein großer Platz, von dem aus ein schneckenförmiger Weg in eine kreisrunde Senke führte. Dort stand eine riesige, steinerne Statue, die nach Alexandra Beckers Schätzung im Vergleich zu ihrer Körpergröße mindestens den vierzig- bis fünfzigfachen Unterschied aufwies.

Die Statue ruhte auf einem blauschwarzen Sockel, der wie ein gigantischer Würfel dort unten lag.

Geradezu winzig wirkten die Treppen, die von allen Seiten ins Innere des Sockels führten.

Zu allererst sahen sie die Wesen die sich klein und verloren in der Senke aufhielten, die den schneckenförmig gedrehten Weg beschritten, um über die Treppe ins Sockelinnere zu gelangen.

Da waren zwei, drei Insekten der Art zu erkennen, deren Gattung Alexandra Becker zu schaffen gemacht hatte. Bei dem einen konnte es

sich sogar um das Wesen handeln, das sie von ihren Fesseln befreite und stumm und roboterhaft wieder verschwunden war.

Aber da gab es noch mehr zu sehen.

Nur eine Steinwurfweite entfernt bewegte sich in der Tiefe eine entsetzliche dürre Gestalt, die in einen weit schwingenden, azurblauen Mantel gehüllt war, der um die klapperdürren Glieder schlackerte.

Der Kopf des Mannes lief spitz zu und war völlig unbehaart. Seine Haut hatte den Farbton schmutzigen, gefrorenen Schnees.

Das war ein Geschöpf mit den schuppigen Beinen einer Echse. Unterhalb eines breiten, ausladenden Schädels ringelten sich an Aale erinnernde Tentakel, die auf- und abrollten, als ob sie von einem Krampf beherrscht würden.

Weiter unten rutschte ein Wesen, das keine Beine hatte, auf einem schmierigen Flüssigkeitsspiegel wie eine Schnecke rasch und gleitend in die Senke, um ebenfalls den Mittelpunkt des Platzes zu erreichen, zu dem es sie alle zog.

»Das ist er… da ist er ja«, entrann es Paul Denners Lippen.

Alexandra riß den Kopf empor.

Denner taumelte wie ein Betrunkener zwei Schritte nach vorn, blieb wankend stehen und sah bewußt die riesige Statue vor sich.

Sie stellte einen Mann dar, der in herrschender Pose auf dem Sockel stand und ein langes, mantelähnliches Gewand trug, das mit einem auffallenden Stehkragen versehen war.

Aus diesem Gebilde wuchs das steinerne, runzlige Gesicht, über das sich der riesige, fahle Schädel türmte, den Denner als Erscheinung in der realen Welt schon mal gesehen hatte.

Es war Othhs Statue…

*

Es war gegen 22.30 Uhr, als Frank und Björn ins Hotel kamen.

Die Freunde benutzten den Lift in die elfte Etage. Wenig später klopfte Morell an die Tür mit der Nummer 1108.

Im Zimmer brannte noch Licht und hörte man das Rascheln einer Zeitung, als sich jemand erhob.

»Ja, bitte? Wer ist da?« fragte Dr. Chancer.

»Ich bin’s, Doc. Morell. Ich muß Sie doch noch mal sprechen.«

»Aber selbstverständlich!« Schon wurde die Tür geöffnet, und der Amerikaner stand ihnen gegenüber. Er wollte Morell hereinbitten, als er sah, daß sein Besucher nicht allein gekommen war. »Oh… Sie haben jemand mitgebracht…«

»Ein Freund von mir. Wir haben heute abend von ihm gesprochen, Doc. Es ist Björn Hellmark!« Frank Morell unterbrach sich.

Chancer wurde blaß. Ein Zucken lief über sein Gesicht, und keinem

von ihnen entging die außergewöhnlich starke Unruhe, die sich bei ihm zeigte.

Da war alles ganz anders als vorhin. Bewirkte es Hellmarks Nähe, der die Dämonenmaske bei sich trug?

Dr. Chancer brach der Schweiß aus. Der Mann wollte seinen Besuchern die Tür vor der Nase zuschlagen, aber ihm fehlte plötzlich die Kraft dazu.

Er taumelte nach hinten, gab einige unartikulierte Laute von sich, die sich wie eine Beschwörung anhörten und die Hellmark sofort auf den Plan riefen.

Mit einem Sprung war Björn im Zimmer, und schon hielt er die Dämonenmaske in der Hand.

Er hatte es geahnt!

Er stülpte das knisternde Stück Stoff, das aussah wie ein abgeschnittener Damenstrumpf, über seinen Kopf.

Er veränderte sich im gleichen Moment auf beängstigende Weise.

Da war nicht mehr das gebräunte, markant geschnittene Gesicht Hellmarks auf den Schulten des sportlich durchtrainierten Körper zu sehen, sondern nur ein fahler, knochiger Totenschädel, in dessen schwarzen Augenhöhlen ein gespenstiges Licht schimmerte.

Ein Totenschädel – der zu atmen schien, der lebte!

Die grauenhafte Vision bewirkte die Dämonenmaske, die aus der Haut eines abtrünnigen Dämons gefertigt worden war. So sahen menschliche Augen den Schädel… aber in den Augen eines Dämons oder Schwarzen Priesters, der den Finsterlingen nahestand, war etwas ganz anderes zu sehen. Dies bewirkte den Vorgang der Auflösung.

Ein Mensch wäre nur erschreckt zurückgewichen, hätte vielleicht die Hände vor die Augen geschlagen und das Gesicht weggedreht, hätte auch vor Erschrecken aufgeschrieen, aber Dr. Chancers Reaktionen waren ganz anders.

Ein grauenhaftes Stöhnen entfuhr seiner Kehle, er taumelte weiter zurück, war jedoch außerstande, den Blick zu wenden oder die Hände vors Gesicht zu schlagen.

Sämtlichen Poren seines Körpers entwich eine neblige Substanz und wurde zu einer gelb-grünen Dampfwolke, die einen ätzenden Geruch verbreitete.

Dann war nur noch diese Wolke. Als sie verging, blieb nichts außer einem leeren Anzug, der vor Franks und Björns Füßen lag und in dem eben noch ein Mensch steckte.

Ein Mensch?

Nein!

Ein Schwarzer Priester, der mit den Dämonen und Rha-Ta-N'my gemeinsame Sache machte.

Frank Morell schüttelte den Kopf. »Ich kann's nicht fassen, Björn…

Er war ein Mensch… ich lege dafür meine Hand ins Feuer, irgend etwas wäre auch mir an seinem Verhalten aufgefallen.«

»Schon möglich, Frank«, nickte Björn. »Vielleicht war der Mann, mit dem du dich heute abend getroffen hast, wirklich noch Dr. Chancer… der aber war es garantiert nicht mehr. Der Zwischenfall mit dem Selbstmord kann unter Umständen ein auslösender Faktor gewesen sein. Zumindest war das der Anlaß, daß du unerwartet schnell in deine Wohnung zurückgekehrt bist. Da paßt auch die Anwesenheit des Fixers. Du wurdest abermals aufgehalten…«

Hellmarks logische Gedankenkette war bestechend. Er hatte die Dämonenmaske wieder abgenommen und verstaute das kleine, unscheinbare Stück Stoff in seiner Hosentasche.

Die Tür des Hotelzimmers war geschlossen. Niemand sollte zunächst wissen, was sich hier ereignet hatte.

Doch so ganz unbeobachtet, wie Frank Morell und Björn Hellmark sich wähnten, waren sie nicht.

Jedes ihrer Worte wurde belauscht, in dem angrenzenden Zimmer…

Dort standen – das Ohr an die Wand gepreßt – Ajit Lekarim und seine rassige Begleiterin Siddha.

*

Lekarim zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen. »Das hat mir gerade noch gefehlt. Diese Entwicklung konnte ich nicht vorausahnen. Siddha – wir müssen unseren Plan sofort ändern. Es hilft alles nichts.«

»Und was hast du vor?«

»Der Mann, den ich vernichten muß, hat Kontakt zu einem anderen, dem ich mal das Leben rettete. Das war damals gut und richtig so, um meine eigene Entwicklung nicht zu gefährden. Ich bin Mirakels Gegenpart und habe die Pflicht, ihn zu bekämpfen. Nur deshalb lebe ich. Als Mirakels Seele seinerzeit von der Welt Tala-Mar sich löste und unter der Schutzherrschaft eines Magiers die Jahrtausende in der Verborgenheit überstand, sorgte Shab-Sodd, der Herr im Mikrokosmos dafür, daß es einen zweiten Mirakel gab, der durch magische Beschwörung wiederkehren sollte in die gleiche Welt, in der der Dykte seine Reinkarnation erleben würde.

Die Magie Shab-Sodds und die Kenntnisse, die Eigentum der Dykten waren, sind in mir vereint.«

Lekarim löste sich von der Wand und gab Siddha mit sparsamen Gesten zu verstehen, welche Apparaturen, die heimlich im Hotelzimmer untergebracht waren, sie aktivieren sollte. Dann nannte er eine Zahl, die die Inderin erstaunt die Augenbrauen heben ließ.

»So intensiv?« fragte sie überrascht.

»Ja! Es muß sein! Wir haben es plötzlich mit zwei Gegnern zu tun. Alles war bestens vorbereitet. Ich habe den Fixer in Morells Wohnung geschickt, um Zeit zu gewinnen für den Schwarzen Priester. Auch das umsonst? Öffne sämtliche Ventile! Wir dürfen keine Zeit verlieren… Die Tatsache, daß sich Hellmark in seiner Begleitung befindet, erleichtert mein Vorgehen. Es wird kein Mißtrauen aufkommen. Und ehe sie erkennen, was geschieht, ist es schon zu spät für sie…«

Während seine Begleiterin an den Schrank ging, einige Wäschestücke herausnahm, um verschiene Knöpfe und Tasten zu drücken, die sich an geheimnisvollen, schwarzen Würfeln befanden, öffnete Lekarim den Koffer.

Aus einem Styroporbehälter, der verschlossen war, nahm er eine Miniaturrakete.

Es war die letzte, über die er verfügte und die unter seiner Hand entstanden war.

Insgesamt drei hatte er hergestellt.

Eine schenkte er vor geraumer Zeit Laathoos, dem Bewacher der Statue des Othh, der zu seinen seltsamsten Kontakten im Mikrokosmos zählte.

Laathoos war ein Narr, auch wenn er sich als Gott seines Herrschaftsbereichs, seiner › Burgenlandschaft‹ – wie er das nannte – ausgab.

In irdischen Begriffen ließ sich das Lebensalter des ungewöhnlichen Laathoos nicht ausdrücken. Er war verrückt nach allem was es in der Welt des Makrokosmos gab. Die Mehrzahl aller Räume und Säle seiner Burg war angefüllt mit allerlei Krimskrams und Trödel, aber auch mit echten Kunstgegenständen, Kostbarkeiten aus den verschiedensten Zeitaltern der Erde. Diese Geschenke – ob es sich um Bilder, Statuen, Bücher, Teppiche, Möbel oder technische Apparaturen handelte – hatte Lekarim nicht aus reiner Freude mitgenommen, um andere zu beglücken.

Laathoos kannte die Dykten aus der Zeit des Höhepunktes ihrer Kultur. Die ›Burglandschaft‹, die Laathoos beherrschte, in der er König und ›Einziger‹ war, hatte den Auszug der Dykten erlebt. In diesem Reich war es zum großen Exodus eines Volkes gekommen, auf das Frank Morells Existenz zurückging und wo Othh zum letzten Mal in Erscheinung getreten war…

Der Inder baute die Miniaturrakete vor dem offenen Fenster auf.

Schweigend und zügig gingen die Vorbereitungen von der Hand.

Lekarim wußte, daß er die einmalige Chance nutzen mußte. Einen zweiten Versuch konnte er nicht wagen. Es existierte keine weitere Miniaturrakete, die das Opfer genau dahin bringen würde, wohin es gehörte.

Die vorletzte Rakete war dazu benutzt worden, den Schwarzen Priester aus dem Mikrokosmos zurückzuholen und mit Dr. Chancer auszutauschen. Die Technik der Mikrotisierung, die Ajit Lekarim schon in frühester Jugend verfolgte und mit Hilfe der Magie für sich praktikabel machte, gehörte mit zu den hochentwickelten Künsten der Dyktenrasse.

An diese Technik erinnerte sich sein umgepoltes Dyktenbewußtsein, das von finsteren Mächten dazu benutzt wurde, um Mirakel ins Verderben zu schicken.

Aus einem anderen Behälter seines Koffers nahm Lekarim zwei Gegenstände, die genauso aussahen wie Glühbirnen. Er schraubte die normalen aus der Lampenfassung und ersetzte sie durch die Leuchtkörper aus seinem Koffer.

Siddha, die ihre Vorbereitungen soweit abgeschlossen hatte, daß sie mit einem einzigen Knopfdruck die gesamte Mikrotisierungsenergie aktivieren konnte, blickte ihn zweifelnd an.

»Ein großes Wagnis«, murmelte sie. »Was geschieht, wenn das Feld zusammenbricht?«

»Es wird nicht zusammenbrechen. Die kurzfristige Überbelastung hält es aus«, erwiderte er.

»Und was geschieht, wenn das Kraftfeld sich unerwartet stärker aufbaut, als wir es haben wollen, und damit außer Kontrolle gerät?«

»Dieses Risiko müssen wir in Kauf nehmen. – Halte dich bereit! Gleich geht’s los…«

Er schaltete das Deckenlicht an. Obwohl die beiden Spezialbirnen, die er mitgebracht hatte, aufflammte, war das Licht, das sie verbreiteten, nur spärlich. Der rötlich-gelbe Schein lag über der Rakete, so daß man nur noch schemenhaft deren Umrissen wahrnahm.

Ein großer, runder Lichtkreis hüllte sie ein.

Lekarim öffnete einen Spaltbreit die Hotelzimmertür. In dem Augenblick, als die Tür nebenan aufging, trat er nach draußen, wirkte sehr nervös, fahrig und schien etwas erlebt zu haben, das ihn vollkommen aus dem Gleis warf.

Er stieß förmlich mit Morell und Hellmark zusammen.

Frank wunderte sich, dem Inder erneut hier im Haus zu begegnen. Was zog diesen Mann hierher? Hing es mit der hypnotisierenden Erscheinung des Othh zusammen?

Björn Hellmark gab einen leisen, überraschten Ausruf von sich, als er sah, wer vor ihm stand.

»Lekarim!« Er starrte sein Gegenüber ungläubig an. »Ist das der Mann, Frank, mit dem du heute abend…«

»Ja. Das ist der Inder, von dem ich dir erzählt habe.«

»Das ist Lekarim… der Mann, dem ich mein Leben zu verdanken habe, der Mann, der dafür sorgte, daß ich seinerzeit wieder heil eine

gefährliche Situation überstand…«

Lekarim und Björn Hellmark begrüßten sich wie zwei Freunde, die sich nach Jahren endlich wieder mal sahen.

Aber Lekarim wirkte nicht glücklich. Er seufzte. »Ich werde verfolgt, Björn«, sagte er leise. »Etwas ist hinter mir her, das mir mein Geheimnis entreißen will. In meinem Zimmer stimmt etwas nicht…«

Frank Morell wurde stutzig.

Er sah, daß Lekarim ihn mehrere Male musterte. Aber – so dachte Morell – dieser Inder brachte ihn nicht mit jenem fliegenden Mann zusammen, der ihm heute abend das Leben rettete.

Mit welcher Hinterlist jedoch Lekarim seinen Plan abspulte, ahnte niemand von den Freunden…

Hatte sich die seltsame Erregung des Inders so weit wieder gesteigert, daß man mit einem erneuten Selbstmordversuch rechnen mußte? Hing Dr. Chancers Auftauchen damit zusammen, der sich eben als Schwarzer Priester entpuppt hatte?

»Es ist in meinem Zimmer…« wisperte Lekarim. »Ich spüre es ganz deutlich… es vertreibt mich.«

Frank Morell fühlte sich zum Widerspruch herausgefordert. Dieser Inder hatte ihm gegenüber heute abend noch erwähnt, daß er nicht im Hotel wohne, sondern sich nur zu einem Besuch in der ›Kaminstube‹ aufgehalten habe.

Nun stellte sich heraus, daß er das Zimmer neben dem Schwarzen Priester Dr. Chancer bewohnte!

Doch auch das konnte mit all den undurchsichtigen Dingen in Zusammenhang stehen, die sich während der letzten Stunden ereignet hatten.

Vielleicht hatte auch hier der Schwarze Priester seine Hand im Spiel, und die seltsame Erscheinung, die von sich behauptete, Othh zu sein…

Lekarim schlich zur Zimmertür zurück.

Björn bat den Inder, stehen zu bleiben. Er drückte die Tür ganz nach innen und betrat dann den Raum, als er sah, daß alles in Ordnung war.

Vorsichtig folgte Lekarim. Den Schluß bildete Frank Morell.

Die Mitte des Zimmers war ausgeräumt, der Tisch an die Seite gestellt. Darauf standen Gläser und eine Flasche mit Fruchtsaft.

Hellmark und Morell blickten sich aufmerksam um und kalkulierten eine Gefahr ein.

Als sie kam, fiel sie über sie her wie ein Berg, der ins Rutschen geriet und sie unter sich begrub.

Siddha stand in der dunklen Nische neben dem Schrank und drückte auf den Aktivierungsknopf.

Die beiden ausgetauschten Glühbirnen in der Lampe grellten auf

wie ein Blitzlicht.

Geblendet schlossen Hellmark und Morell die Augen. Instinktiv wollte Frank seinen Dyktenkristall herausziehen. Hellmark warf sich in einer geistesgegenwärtigen Abwehrbewegung herum und wollte aus dem Zimmer stürzen.

Doch da wirkten sich die Mikrotisierungskräfte aus.

Die Freunde wurden von dem gewaltigen Lichtwirbel gepackt, um ihre eigene Achse gedreht, stürzten zu Boden, waren im nächsten Moment nur noch wenige Zentimeter groß und schrumpften weiter. Der Schrumpfungsprozeß spielte sich sekundenschnell ab.

Es gelang Morell noch, den Kristall auf die Brust zu drücken und sich in Mirakel zu verwandeln. Da war er auch nur noch so groß wie eine Stubenfliege.

Sie waren gefangen im Innern der beiden Lichtsäulen!

Rechtecke, Quadrate und Kugeln stürzten auf sie herab und umschwirrten sie wie riesige Brocken, vor denen sie nicht ausweichen konnten.

Björn Hellmark wurde der Boden unter den Füßen weggerissen. Mit den eigenartig geometrischen Figuren wirbelte er durch die Luft und knallte gegen die mattsilberne Oberfläche der Miniaturrakete, die für ihn inzwischen riesige Ausmaße angenommen hatte.

Hellmarks Kopf sackte auf die Brust. Der blonde Mann mit den markanten, abenteuerlichen Zügen eines Wikingers rutschte in sich zusammen wie ein nasser Sack.

Der tobenden, sich steigernden Gewalt war auch Morell nicht gewachsen.

Er überschlug sich, geriet zwischen die wild durcheinanderwirbelnden Quadrate und Rechtecke, und manchmal schien es, als würde er zwischen ihnen zerrieben.

Die Kettenreaktion der sich entfesselnden Kräfte erfolgte in Bruchteilen von Sekunden und ergriff auch Siddha und Lekarim, die die Gefahr nicht mehr rückgängig machen konnten.

Die beiden Lichtsäulen vergrößerten sich rasend schnell. Plötzlich war das Innere des Apartments eine einzige Sonne, ein Lichtsturm von ungeheurer magnetischer Kraft, die sie mitriß in den Sog, der auch Morell und Hellmark ergriffen hatte.

Lekarim schrie gellend auf.

So hatte er sich die Entwicklung nicht vorgestellt.

Er hatte zuviel riskiert – und verloren…

Er torkelte, schrumpfte und wurde so klein wie die beiden Opfer, denen er dieses Schicksal zugedacht hatte.

Die Welt hatte die Farben und Formen verloren und schien nur noch aus Rechtecken, Quadraten und würfelförmigen Körpern zu bestehen, die donnernd aneinanderschlugen, daß die Luft ringsum

erzitterte.

Die große, ovale Öffnung an der Außenwand der Rakete wurde zu einem gierigen, saugenden Schlund.

Genauso war es vorgesehen für Björn Hellmark und Frank Morell – aber nicht für Lekarim und die Inderin.

Dumpfe Explosionen ereigneten sich im Hotelzimmer.

Das Fauchen und Knistern blieb anderen Gästen nicht verborgen.

Ein Zimmerkellner wurde beauftragt, nach dem Rechten zu sehen.

Während der Mann mit dem Aufzug in die elfte Etage fuhr, erreichte das Drama im Apartment Nummer 1109 seinen Höhepunkt.

Frank Morell, der mit voller Wucht gegen die Außenwand der Rakete klatschte, fühlte die Schmerzen in sämtlichen Sehnen und Muskeln seines Körpers. Er hatte das Gefühl, als würden unsichtbare Hände seine Schädeldecke öffnen, um ihm das Hirn herauszunehmen.

Dann wurde es schwarz um ihn, er wußte nicht mehr, was geschah.

Lekarim flog mit voller Wucht in das Innere der Rakete. Er konnte dem gewaltigen Sog nichts entgegensetzen. Er war ein Staubkorn im Zentrum eines Orkans.

Nicht anders erging es der Inderin Siddha.

Als alle, die organischen Ursprungs waren, von dem Sog erfaßt und ins Innere der Rakete gerissen worden waren, schloß sich die Öffnung. Die Aggregate zündeten.

Dieses vollendete technische Meisterwerk Lekarims konnte in normaler Größe für ausgewachsene Menschen niemals geschaffen werden. Es war das Geheimnis der Mikrotechnik, die Lekarim beherrschte, die auf Dyktenwissen zurückging und durch Laathoos genährt worden war.

Blitzschnell stieß die Rakete empor, jagte durch das weit geöffnete Fenster und verschwand als glühender Punkt in einem schwarzen Loch, das sich vor ihr auftat.

Dies war der Moment, als der Zimmerkellner vor dem Apartment ankam, klopfte und schließlich die Tür öffnete. Was er sah, konnte er nicht fassen…

Funken liefen knisternd über die Wände und spritzten aus Steckdosen, die Lichtschalter verschmorten. Zwei helle Explosionen zerrissen die Luft.

Die Birnen in der Deckenleuchte platzten.

Tausende winziger Splitter schwirrten durch die Luft, bohrten sich in den Schrank, in die Vorhänge und blieben sogar im Mauerwerk stecken.

Wie durch ein Wunder blieb der Mann, der hierher kam um nachzusehen, unverletzt.

Flammenzungen leckten über die Tapeten, Qualm entstand in den

Zimmerecken, und nur die frühe Entdeckung des Feuers war dafür verantwortlich zu machen, daß man es schnellstens unter Kontrolle bekam.

Aufregung herrschte unter den Menschen, die unmittelbar Zeuge der Ereignisse wurden.

Das Zimmer sah aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Die Vorhänge waren ausgesengt, sämtliche Lichtschalter und Steckdosen verschmort, es gab kein einziges Kabel mehr in der Wand, das nicht durchgebrannt war.

Hatte ein unerklärlicher Kurzschluß zu alledem geführt?

Man fand in den Schrankfächern kleine schwarze Aschehaufen, für die man keine Erklärung hatte. Lekarim und Siddha hätten sie geben können. Es handelte sich um die Überreste jener rätselhaften Würfel, von denen aus die Impulse zur Mikrotisierung gegeben wurden.

Als die Menschen noch damit befaßt waren, den Brand unter Kontrolle zu bringen, befand sich das Miniaturraumschiff schon nicht mehr in dieser Welt.

Es hing in einer unvorstellbaren wabernden Schwärze…

Dann wurden die Wände ringsum durchsichtig. Lekarim, der schwer atmend auf dem mit einer Plastikschicht überstrichenen Boden lag und sich festkrallte, sah den Übergang von der Makro- in die Mikroweit.

Die Rakete schwamm plötzlich inmitten gigantischer Kugeln, die wie Seifenblasen aus dem Nichts schwebten, sich vor dem Objekt teilten und durchließen.

Farben von nie gesehener Pracht, von einer wilden und bizarren Mischung, die einen Maler in Begeisterung versetzt hätten, glühten wie Regenbögen zwischen den Kugeln, als würden sie die Brücke von der einen zur anderen Welt symbolisieren.

Das Hineingleiten in den anderen Kosmos erfolgte mit einer Leichtigkeit und glich dem Schweben extremer Zeitlupenaufnahmen im Film.

Bilder einmaliger Schönheit zogen vor Lekarims Augen vorüber.

Siddha, die bewußtlos in einer Ecke lag, Björn Hellmark und Mirakel bekamen dieses Hineingleiten in eine andere Welt nicht mit.

Die grellfarbenen Kugeln verblaßten, und dann lag wie ein funkelnder, geschliffener Diamant ein von allen Seiten eingekerbter ›Stein‹ vor ihm, der an einen verirrten Planeten außerhalb jeglicher Umlaufbahn erinnerte.

Blaues Licht flutete durch die Wände der Rakete und erfüllte deren Inneres. Aus Erfahrung wußte Lekarim, daß der Flug vom Makro- in den Mikrokosmos glatt und störungsfrei verlaufen würde.

So war es jedenfalls bisher gewesen.

Doch jetzt war es anders!

Es ächzte und knirschte in den Verstrebungen des Behälters, in dem sich vier Menschen gegen ihren Willen befanden.

Das Licht flackerte unruhig, der Raum, in dem Lekarim und die drei anderen Menschen lagen, war perspektivisch verzerrt, als würde man durch das Fischaugeobjektiv einer Kamera schauen.

Die Proportionen stimmten nicht mehr. Auch mit dem gleichmäßigen Dahingleiten war es vorbei.

Ein Zittern lief durch die Wände, durch den Boden. Ringsum begann alles zu wackeln. Lekarim fühlte sich außerstande, sich aufzurichten, weil eine unsichtbare Hand ihn hart und unbarmherzig in die Knie zu zwingen schien.

Das strahlende Blau wurde blauschwarz. Es ereigneten sich lautlose Explosionen, als würden tiefschwarze Ölblasen im verschmutzten Wasser aufsteigen, um auf der Oberfläche von unsichtbaren Händen zerteilt zu werden.

Ein greller Pfeifton erfüllte das Innere der Rakete und bohrte sich von allen Seiten gleichzeitig in seinen Körper. Man sah den gequälten Gesichtern der Ohnmächtigen an, daß auch sie unter dieser ungeheuren Belastung litten.

Lekarims Augen weiteten sich, als er hörte, wie Steine gegen die Außenwand der Rakete schlugen, als würde sie durch einen dichten Meteoritengürtel jagen.

Die Rakete hatte bereits Bodenkontakt, neigte sich und raste mit unvorstellbarer Geschwindigkeit über eine felsige, zerklüftete Landschaft hinweg. Die Rakete stürzte ab!

*

»Was sind das für Wesen und warum verschwinden sie alle in dem riesigen Sockel?« murmelte Alexandra Becker. Es wurde ihr nicht bewußt, daß sie überhaupt etwas sagte.

»Sehen wir's uns doch aus allernächster Nähe an. Zu verlieren haben wir nichts mehr, nicht wahr?« Er lachte rauh. Die ganze Situation war für sie beide so undurchsichtig, so verworren, daß sie gar nicht mehr wußten, wie sie überhaupt reagieren sollten.

Sie waren nur noch Getriebene, nur noch Reagierende, die keine eigene Aktivität mehr entfalteten.

Als die Andersaussehenden in dem glatten, schwarzen Sockel der riesigen Statue verschwunden waren, lösten Alexandra Becker und Paul Denner sich aus ihrem Versteck, gingen den schneckenförmig sich nach unten windenden Pfad hinab und erreichten den freien Platz im Zentrum des flachen Kraters.

Die steinerne Statue Othh türmte sich wie ein Wolkenkratzer vor ihnen auf.

Steil führte die Treppe aufwärts zu einer Öffnung, aus der seltsamer Singsang und murmelnde Stimmen drangen.

Alexandra Becker und Paul Denner stiegen die Stufen aufwärts und erreichten die Öffnung, die in eine dunkle, tempelartige Halle führte.

Riesige Säulen, versehen mit bizarren Reliefs, stützten eine Gewölbedecke, die sich wie ein fahler Himmel über die eigenartige Szene spannte, die sie zu sehen bekamen.

Auf einem thronähnlichen Aufbau saß eine Gestalt, die einem Menschen glich und die man doch nicht als Mensch bezeichnen konnte.

Der Fremde hatte eine weiße, teigige Haut, einen unförmigen Körper und einen riesigen Kopf, der kahl und nackt zwischen runden, speckigen Schultern saß.

Die Augen waren wimpernlos und quollen hervor wie die eines Froschs. Die Wangen waren schwammig und hingen tief herab wie schwabbelige Anhängsel, die nicht zu diesem Gesicht zu gehören schienen.

Das war Laathoos, der ›Einzige‹, der Herrscher über eine Welt, in der es keine Menschen gab, keine Lebewesen, und in der doch immer wieder Geschöpfe auftauchten, die seinem geheimnisvollem Ruf folgten und seine Sehnsucht nach Erlebnis und Gesellschaft stillten.

In diesem Reich des Mikrokosmos’ herrschten ureigene Gesetze.

Eine ganze Welt gehörte einem Einzelnen, gehörte Laathoos, der doch teilnahm an Schicksalen, die andere betrafen und die er zum Teil beeinflußte.

Dies war Laathoos’ Burgtempel. Hier versammelten sich jene, die den Ruf aus dem Mikrokosmos vernahmen, die auf irgendeine Weise in Laathoos’ Welt gerieten und dann wieder verschwanden, ohne daß man je über ihr genaues Schicksal etwas erfuhr.

Wie das passierte, davon erhielten Alexandra Becker und Paul Denner in diesen Sekunden einen Eindruck.

Mitten in dem riesigen Tempel zwischen den Säulen befand sich ein schimmerndes Feld. Es war blau-schwarz und übersät von winzigen, leuchtenden Punkten, die aussahen wie Sterne, daß man meinen konnte, durch ein riesiges Loch in die Tiefe des unendlichen Alls zu sehen.

Die seltsamen Besucher des Tempels kamen von allen Seiten auf dieses ›Loch‹ zu, gaben ihren seltsamen Singsang oder die wie Gebete gemurmelten Worte von sich, hoben die Hände und ließen sich dann einfach nach vorn fallen.

Im gleichen Augenblick löste sich aus der Schwärze ein riesiger, orangefarbener Tropfen, der den Fallenden hermetisch umhüllte.

Ein auffallend helles Leuchten im Zentrum des Tropfens zeigte die Silhouette des Eingeschlossenen. Lautlos tauchte das tropfenförmige

Gebilde in die Unendlichkeit des von ihnen überschaubaren Universums. Der Singsang wurde zum Jubilieren, zum Jubelschrei der Erlösung und Erfüllung, als hätte jenes Lebewesen, das kleiner wurde und schließlich nicht mehr zu sehen war, den Sinn seines Lebens gefunden.

Sie folgten einem geheimnisvollen, hypnotisierenden Ruf.

Die beiden Beobachter von der Erde sahen, wie sich auch der Hagere in das Universum stürzte, um von einem Tropfen davongetragen zu werden. Der Insektenmensch folgte und verschwand ebenfalls.

Einer nach dem anderen richtete sich nach dem geheimnisvollen, hypnotisierenden Ruf, der plötzlich auch Alexandra Becker und Paul Denner erfaßte.

Wie in Hypnose löste die junge Frankfurterin sich von der Seite des Mannes und näherte sich dem ›Loch‹ in die Unendlichkeit.

Auch sie hatte plötzlich den Wunsch, sich in diese Tiefe, in die Unendlichkeit fallen zu lassen und für alle Zeiten in das Nichts zu schweben.

Denner erging es nicht anders.

Wie ein Schatten folgte er ihr nach.

Laathoos’ hervorquellende Kugelaugen waren auf sie gerichtet.

»Ja – kommt… kommt nur…« hörten sie den lockenden Ruf. »Ich verspreche euch das ewige Glück, ein Dasein in der Unendlichkeit ohne Trauer, Schmerz, Not und Sorgen. Ich bin Laathoos, der ›Einzige‹… Othh ist nichts gegen mich… er kann nur die Dykten rufen… kommt und schaut, und ihr werdet begreifen… ihr werdet nicht mehr so sein wie zuvor, sondern in der reinsten Form ewigen Glücks schwimmen, das ihr euch nicht vorstellen könnt. – Ich habe auf euch gewartet… ich habe die ganze Zeit über euren Weg durch die Räume meiner Burg verfolgt und gewußt, daß ihr hierher kommen werdet.«

Die geheimnisvolle, lockende Stimme war von einer Sanftheit, von einer Überzeugungskraft, daß Alexandra Becker und Paul Denner ihr nichts entgegenzusetzen vermochten.

Einen Moment stiegen in der jungen Deutschen zwar Zweifel über die Lauterkeit dessen auf, was hier geschah, und voller Erschrecken glaubte sie erkennen zu müssen, daß jene Lebewesen aus den verschiedensten Welten kamen, um Selbstmord zu begehen, daß sie einer religiösen Wahnidee folgten – aber schon war ihr Zweifel wieder unterdrückt.

Was hier geschah, war Laathoos’ Spiel mit dem Leben. In seinem Reich dünkte er sich als Herrscher über Leben und Tod, er war das fleischgewordene Gesetz, er bestimmte, freute sich am Leben und Sterben, an allem, was er in die Hand nahm, entschied oder sich auch

nur vorstellte…

Alexandra Becker und Paul Denner standen vor dem gähnenden Schlund eines Loches in den Kosmos, und der Hauch der Unendlichkeit, der Ewigkeit wehte sie an…

*

Er spürte unbewußt die tödliche Gefahr. Sein Unterbewußtsein war es auch, das handelte.

Plötzlich gab es eine Person mehr in der kahlen Kabine, wo sie alle herumlagen und durchgeschüttelt wurden von der außer Kurs geratenen Rakete.

Macabros entstand im Augenblick höchster Gefahr. Er handelte sofort.

Zuerst die Frau.

Mirakel lag auf der anderen Seite der mattschimmernden Kabine, in der ein hektisches Licht auf- und abschwoll.

Der Dykte kam zu sich und schlug die Augen auf. Es geschah in dem Moment, als Macabros sich nach der Inderin bückte, die unweit von Hellmark in verkrampfter Haltung auf dem Boden lag.

Donnernd lief die Erschütterung durch die Wandung der Rakete. Es schepperte, krachte und barst. Dann erfolgte eine Explosion.

Ein einziger, greller Lichtblitz!

Macabros berührte Siddha und Björn Hellmark und war im nächsten Moment außerhalb der Rakete, ohne zu wissen, wohin er sich begab, ohne ein Ziel im Auge zu haben.

Diese Welt war ihm fremd…

Die Luft war eisig kalt, der Himmel trüb und grau. Ein riesiger Mond hing so tief herab, daß man befürchten mußte, er würde einem jeden Augenblick auf den Kopf fallen.

In einer Mulde lieferte Macabros die Inderin und Björn Hellmark ab. Das Erdloch war mit altem, schmutzig-grauem Schnee ausgefüllt.

Die Detonation ließ ringsum die Luft erzittern. Feuerfontänen stiegen in den Himmel, die Rakete zerplatzte in hundert Teile. Gewaltige Bruchstücke zischten über die Menschen in der Erdmulde hinweg, ohne sie zum Glück zu treffen.

In einer steil aufragenden Feuersäule verglühte der Rest des Objekts, mit dem sie die Grenze zwischen Makro- und Mikrokosmos überschritten hatten und eingedrungen waren in das Reich des ›Einzigen‹…

Unweit der Erdmulde, in der sich Björn Hellmark zu regen begann und stöhnend zu sich kam, weil die unbarmherzige Kälte durch seine dünne Kleidung kroch, klatschte dumpf ein Körper auf den Boden.

Es war Lekarim, den die Explosion aus der Rakete hierher

schleuderte.

Macabros zog den Verletzten sofort in die Mulde, um ihn vor umherfliegenden Splittern zu schützen.

Im nächsten Moment schickte er Macabros aus. Er suchte Morell, aber der befand sich nicht in der Nähe der Absturzstelle.

Mirakel war verschwunden…

*

Die Explosion hatte ihn genau in die entgegengesetzte Richtung geschleudert.

Der Dykte war noch halb bewußtlos, ehe er begriff, was da vor sich ging.

Die Schwäche und Hinfälligkeit, ausgelöst durch den Schock des überpotenzierten Mikrotisierungslichts, hatte er nun überwunden.

Mirakel spürte, wie die Kraft in seinen Körper zurückkehrte.

Und da hatte er ihn unter Kontrolle. Er streckte beide Arme nach vorn, stabilisierte seinen Flug durch die Luft und sah die riesige, klobige Mauer vor sich aufragen. Er schnellte steil vor ihr empor, überwand sie und sah einen Hof, ein sich weit öffnendes Tor, das wie von Geisterhand bewegt auseinanderglitt.

Der Dykte hatte durch die Explosion keinen Schaden davongetragen. Die Kosmobiologische, hellschimmernde Aura, die seinen ganzen Körper umhüllte, hatte ihn davor bewahrt.

Kraftvoll stieß er aus der Luft herab, stand im nächsten Moment vor dem Tor und vergaß im gleichen Augenblick, was sich eben noch ereignet hatte und wie die Dinge zusammenhingen, die ihn hierher geführt hatten.

Da war kein Gedanke mehr übrig für Björn Hellmark, für Alexandra Becker, für Dr. Chancer, für den Inder Lekarim.

»Komm…, komm… zu den anderen, die auf dich warten! Wir alle gehören zusammen, und keiner darf fehlen. Du gehörst zu unserem Volk…« Da war die Stimme wieder in ihm. Es war die Stimme von Othh, und er sah das riesige Gesicht vor sich aufleuchten wie eine Vision, die den Himmel sprengte und aus dem gewaltig zerklüfteten Mond über ihm herauswuchs.

Er folgte dem Ruf der Stimme. Der kam aus dem Tempel, in dem Laathoos wartete, der den Triumph dieses Augenblicks auskostete. Wie lange hatte er darauf gewartet, bis es zur Erfüllung kam!

Mirakel betrat den Tempel und sah zwischen den Reliefsäulen den gähnenden Schlund, der direkt in das Universum, in die Unendlichkeit führte.

Das weiße, teigige Gesicht mit den schwabbelig pendelnden Auswüchsen drehte sich langsam in die Richtung, aus der der Dykte

kam.

Der schmale, lippen- und zahnlose Mund Laathoos', des ›Einzigen‹, der der Wächter des Tempels und der Herr dieser Welt war, auf der niemand sonst lebte, öffnete sich in barem Erstaunen.

Die dunkle, angenehme Stimme drang aus Laathoos' Kehle.

»Der letzte der Dykten hat den Weg gefunden, den Weg ins Vergessen… aus dem Othh kam, und in das er wieder ging und sein ganzes Volk mitnahm.«

Frank Morell alias Mirakel, der Mann mit dem Dyktenkristall und der kosmobiologischen Kraft, die seine Zellen erfüllte, trat an den Rand des ewigen Abgrunds und starrte hinunter. Und es kam ihm so vor, als ob aus der Tiefe eine Stimme rufen würde.

Othh!

Da fiel es ihm wieder ein. Damals… als seine Seele ein erstes Leben auf der Welt der Dykten hatte, auf der paradiesischen Erde Tala-Mar… Diesen Weg war das Volk gegangen, dessen Schicksal ihn interessierte, von dem er abstammte, dem er seine ungeheuren Kräfte verdankte, die ihn weit über das normale Menschsein hinaushoben.

»Spring, Dykte, spring! Dies ist der Weg zu Othh… der einzige«, sagte Laathoos.

*

Auch Björn Hellmark streifte die Benommenheit ab und wußte durch Macabros sofort, was in der Zwischenzeit geschehen war. Er warf einen raschen Blick auf die Inderin, die ebenfalls zu sich kam. Dann kümmerte er sich um Lekarim, dessen letzte Stunde gekommen war.

Der Inder blutete aus mehreren Wunden. Eine war besonders schlimm. Ein Splitter war tief zwischen die Schulterblätter gedrungen und hatte die Lunge zerrissen.

Schluchzend schmiegte Siddha ihr Gesicht an das seine.

»Du mußt… gerettet werden«, sagte Lekarim mit kaum hörbarer Stimme.

Dann wandte er sich an Hellmark.

Abgehackt berichtete Lekarim von seinen vielen Reisen in den Mikrokosmos. Lange Zeit hatte er gebraucht, ehe er jene Welt fand, die von einem ›Einzigen‹ beherrscht wurde. Das war Laathoos. Gleichzeitig aber erfuhr Björn, daß es noch mehr Welten wie diese gab, daß noch mehr Laathoos, – ›Einzige‹ existierten. Sie alle waren besessen von einer Leidenschaft, die ihnen eigen war. Was immer sie aus anderen Welten erlangen konnten, nahmen sie dankend an, um ihr leeres Totenreich damit zu schmücken. Dazu gehörte auch, daß aus anderen Welten Besucher kamen, die den Tempel eines Laathoos'

aufsuchten, um sich von dort aus in die Unendlichkeit zu schwingen und das absolute Glück der Unvergänglichkeit zu erleben.

»So jedenfalls, sagt man…« hauchte Lekarim mit ersterbender Stimme. »Ob es stimmt… wer weiß?«

Er wollte Siddha retten, jene Frau, die sein Geheimnis kannte und die seit geraumer Zeit sein Leben teilte, ohne mit ihm verheiratet zu sein. Er wollte, daß sie in ihre Welt zurückkehrte und nicht hier in der Verlorenheit zurückblieb.

»Es existierte noch eine einzige Rakete… Sie befindet sich im Besitz des Laathoos'… Du mußt in die Burg, Siddha… verlier keine Zeit! Wie sie auf dem Rückweg zu programmieren ist… du allein weißt es. Ich kann nicht verhindern, daß ich nun meine Mission nicht zu Ende führen kann. Mit Hellmark hatte ich nichts im Sinn. Er wäre am Rand mit ein Verlorener gewesen. Mirakel, der Dykte, aber war durch mich herausgefordert. Doch jetzt ist mir sein Schicksal gleichgültig. Das deine, Siddha… geht vor. Vielleicht ist es gut, daß alles so gekommen ist. Laathoos fing an, unverschämt zu werden. Er entwickelte nicht nur seine eigenen Ideen, er machte auch Fortschritte in der Entwicklung von Gegenständen, wie es das Schwert beweist, mit dem einer seiner ›Gerufenen‹ in die Menschenwelt kam und planlos ein Opfer holte. Damit wollte Laathoos sich an der Verwunderung oder Verwirrung ergötzen. Er will nur sehen, wie sich jemand verhält, der das Labyrinth seiner Burg durchstreift, der meint, in einer menschlichen Behausung zu sein, ohne jedoch dann auf eine Menschenseele zu treffen.«

»Aber es gibt noch einen anderen Weg, als mit deinen magisch-technischen Mitteln in die Welt des Laathoos'einzudringen, die auch die Welt Othhs gewesen ist«, warf Björn plötzlich ein. Da war die Sache mit Paul Denner… der Mann war auf rätselhafte Weise verschwunden, als das riesige Gesicht Othhs am Himmel auftauchte.

»Ja, Othh…« sagte Lekarim rauh. Er hatte die Augen geschlossen, sein Atem ging stoßweise. »Er kann seinen Geist über die Dimensionen hinweg versetzen, er kann die Grenzen niederreißen, aber ich glaube nicht, daß er es gemacht hat, was du da erzählst, Björn… es zeigt mir eher, daß Laathoos seine Hände im Spiel hatte. Er muß einen weiteren neuen, mir unbekannten Weg gefunden haben, daß Makro- und Mikrokosmos mit einander verschmelzen, daß er seine seltsamen Spielchen treibt, die nur einer Absicht dienen: ihm Unterhaltung, Entspannung und Abwechslung in sein Leben zu bringen… Siddha, zögere nicht länger, beeile dich! Wenn Laathoos erst merkt, was du im Schilde führst, wird er das Tor nach drüben ein für allemal versiegeln… geh'… ich bitte dich – geh!«

Sie bat ihn mit schwacher Stimme mitzukommen.

»Das geht nicht, das weißt du genau… Mein Weg ist zu Ende,

Mirakel und Lekarim sind sich begegnet. Der eine ist der Schatten des anderen. Lekarim und Mirakel… er ist ein Dykte – was in mir noch lebt war reines Dyktenwissen, das geschmiedet wurde, um ihn, den letzten, der seinerzeit am großen Exodus nicht teilnahm, zu überwinden… Dies allein war der Sinn meines Lebens auf der Erde, und nichts anderes sonst. Alles, was ich sonst an Menschsein an mir habe – das, Siddha, mußt du vergessen!«

»Und wo ist Mirakel jetzt?« wollte Björn noch wissen.

»Keine Ahnung… vielleicht im Tempel, oder tot… wer weiß?«

Das waren Lekarims letzte Worte. Sein Kopf fiel zur Seite, seine Glieder streckten sich.

Wie versteinert richtete Siddha sich auf.

Der Blick aus ihren schwarzen Augen traf Björn Hellmark.

»Nachdem Sie alles gehört haben, bleibt mir wohl nichts weiteres übrig, als Sie mitzunehmen in die Welt, aus der wir kommen. Beeilen wir uns… die Zeit drängt. Lekarim hatte recht. Nichts wird von uns übrigbleiben, wenn Laathoos entdeckt, was wir im Schild führen.«

Ohne noch weiter auf ihn zu achten, schlang sie ihren Sari um sich, zog fröstelnd die Schultern hoch und lief aus der Erdmulde nach draußen. Ihre Schritte knirschten im hartgefrorenen Schnee.

Nicht weit von der Erdmulde lag Laathoos' riesige Burganlage. Wie das Bauwerk eines Zyklopen mit verschachtelnden Winkeln, Mauern, Türmen, Erkern, Anbauten und überdachten Korridoren türmte sich ›die Burglandschaft des Laathoos ‹ vor ihren Augen auf.

Wenige Schritte von ihrem Versteck entfernt, stießen sie auf einen menschlichen Körper, der hartgefroren im Schnee lag. Eine tiefe Wunde klaffte unterhalb des Herzens.

Bei dem Toten handelte es sich um Peter Gerlitz. Durch die Berührung mit dem besonderen Schwert, das Laathoos entwickelt hatte, war die Leiche in den Mikrokosmos auf die Welt des ›Einzigen‹ getragen worden…

*

Mirakel im Tempel des Laathoos?

Als Hellmark dies erfuhr, gab er seinem Zweitkörper Macabros sofort den entscheidenden Impuls.

Macabros versetzte sich in das Innere der Burg, hinein in den Tempel und kam vor den Säulen an, zwischen denen sich das ›Loch‹ ins Universum befand.

Macabros sah den weißen, aufgeschwemmten Körper des Laathoos', den riesigen, kahlen Schädel, die wirbelnden Sterne und Myriaden von orangefarbenen Tropfen, die in den Kosmos regneten, der sich vor Mirakel ausbreitete.

Jeder dieser Tropfen war besetzt von einer winzigen Gestalt, die beinahe demütig darin kniete, als nähme sie einen geheimnisvollen Befehl entgegen.

Einer aber war noch leer.

»Mirakel!« rief Macabros.

Sein Ruf hallte durch den Tempel.

Doch zu spät!

Mirakel sprang!

Da war er mitten in dem geheimnisvollen Kosmos mit den Gebilden, die aussahen wie überdimensionale Blutstropfen.

Schon war auch Macabros da und versetzte sich kurzerhand an die Stelle, wo Mirakel sich in diesem Moment aufhielt.

Er dachte an die Ermahnung Ak Nafuurs. Das Schicksal des Dykten durfte sich nicht im Mikrokosmos entscheiden.

Doch anstelle Mirakel zu erreichen, verschwamm alles vor Macabros' Augen.

Er löste sich auf, konnte sich nicht wiederbilden und begriff die ungeheuerliche Tatsache: Dieses Universum nahm nur Opfer aus Fleisch und Blut an, aber einen Ätherkörper aus feinstofflicher Substanz stieß er ab!

*

»Dies ist mein Ruf, und du hörst ihn… denn du gehörst zu uns, zu mir. Ich bin Othh, du kannst mich sehen, hören – und bald wirst du mir leibhaftig gegenüber stehen…«

Die klare Stimme erfüllte sein Bewußtsein, kam aus der Tiefe des Universums und wurde ein Teil seiner selbst.

Othh war ein Rufer. In dem Universum, in das Frank Morell einkehrte, existierten eigene, besondere Gesetze. Von allem, was lebte, befand sich hier ein unsichtbarer, geistiger Teil. Und wenn diese Teile zusammenkamen, erfolgte der Ruf. Der Ruf ins Vergessen, von dem niemand wußte, wohin er führte. Diesem Ruf war seinerzeit ein ganzes Volk gefolgt. Die Rasse der Dykten…

Mirakel begriff diese Tatsache, während der orangefarbene Tropfen ihn umschloß. Er war hermetisch abgeschlossen von der Außenwelt, und Myriaden dieser tropfenförmigen Gebilde durcheilten das All, passierten Sonnen und Planeten, durchstießen ferne Spiralnebel und strebten ein einziges Ziel an: Othhs Heimat, der sein Volk zu sich rief.

Jenes Wesen mit dem gewaltigen Hirn auf dem winzigen, verrunzelten Gesicht war der Urvater der Rasse, auf den das Dyktengeschlecht zurückging .

*

Macabros erstand neu.

Eine Hilfe für Mirakel war nicht mehr möglich. Aber da gab es noch zwei andere Menschen in der Tempelhalle, die sich anschickten, den Sturz ins Vergessen zu unternehmen.

Alexandra Becker und Paul Denner.

Macabros griff ein, bevor sie die Grenze zu dem Kosmos, aus dem es unwiederbringlich keine Rückkehr gab, überschritten.

Durch die entschlossene Handlungsweise von Hellmarks Doppelkörper gingen die Dinge schnell und ohne Zwischenfälle über die Bühne.

Macabros versetzte sich in das Innere jener Rakete, die im Hangar der ›Burgenlandschaft‹ von Laathoos stand.

Gleich darauf holte er Siddha und sich selbst.

Die Inderin verlor keine Zeit.

Laathoos mußte überrumpelt werden, sollten sie überhaupt eine Chance haben, noch mal ›nach Hause‹ zu gelangen.

Siddha drückte mehrere Knöpfe an zwei schwarzen Würfeln. Dann lief ein leises Zittern durch die Wände der Rakete. Sie hoben ab.

Das Kuppeldach über ihnen öffnete sich automatisch.

Sekunden später jagten sie in einen gähnenden Schlund, der wie ein Tunnel wirkte, ein Verbindungstunnel zwischen Mikro- und Makrokosmos…

Die Wände wurden durchsichtig, und sie alle sahen die unfaßbare Außenwelt, durch die sie lautlos schwebten. Regenbogenfarben waren die Blasen und Kugeln, die sie durchstießen, die geheimnisvollen, platzenden Gebilde, die wie ein Mosaik immer neue Farben und Formen schufen.

Sie kamen zurück.

Und zwar im Morgengrauen. In dem verwüsteten Hotelzimmer im ›City-Hotel‹… Sie verließen die Rakete, und außerhalb begannen sie rasch zu wachsen und nahmen ihre natürliche Größe wieder an, während die Rakete etwa dreißig Zentimeter groß blieb und sich nicht veränderte.

Sie waren noch alle mit sich selbst beschäftigt, als die Inderin Siddha etwas tat, was niemand mehr verhindern konnte.

Sie zertrat die Miniaturrakete und zerstörte sie mit kräftigen Fußtritten.

Kleine Explosionen ereigneten sich in dem Metallkörper, in dem es zu schmoren und brutzeln begann, der vor ihren Augen verbrannte, ohne daß einer es verhinderte.

Damit sich der Brand nicht weiter fraß und das fortsetzte, was durch die unbeabsichtigte Überreaktion der Mikrotisierungsanlage bereits eingetreten war, löschte Björn Hellmark die verkohlten

Überreste mit einem Eimer Wasser aus dem Bad.

Dann trennten sich zunächst die Wege dieser Menschen.

Siddha blieb im Hotel. Sie wollte behaupten, die ganze Zeit über durch die Gänge, Korridore und Stockwerke geirrt zu sein, nachdem auch ein für sie unfaßbarer Unfall ihr Zimmer zerstört hatte.

Schwieriger wurde es für Alexandra Becker, die praktisch wieder in der Stadt war, von der sie vor einem Tag wegfuhr, um in Rosas an der Costa Brava Urlaub zu machen. Dort in der Bungalow-Siedlung ›Las Jardines‹ stand noch ihr Gepäck. Dort war sie entführt worden – hier tauchte sie wieder auf. Und auch für Paul Denner stellte sich ein Problem. Er war wieder zurückgekehrt unter die Menschen und mußte nun seiner Frau, die in einem Hospital in Llansa lag, Bescheid geben, daß er noch lebte, daß alles in Ordnung war…

Diese Menschen und Björn Hellmark verließen das ›City-Hotel‹, und an der nächsten Straßenecke kam es zum Zusammenbruch Alexandra Beckers. An Hellmarks Schulter weinte sie sich aus, als sie in etwa die Dinge zu begreifen begann, die während der letzten vierundzwanzig Stunden abgespielt hatten.

Da war eine Szene, die sie nie vergessen sollte. Die Begegnung mit Mirakel und ihr im Innern des Laathoos-Tempels. Der Mann mit den dunklen Augen und dem markant geschnittenen Gesicht, der eng anliegenden, rubinroten Kleidung, hatte sie angesehen, und sie hatte gewußt: Das ist Frank, Frank Morell!

Aber er hatte nicht ein einziges Wort mit ihr gesprochen. Da war eine andere, intensivere Stimme in ihm gewesen, die so viel Macht über ihn hatte, daß er sie vergaß.

Frank Morell und Mirakel, jener geheimnisvolle fliegende Mensch, von dem man sich gerüchteweise erzählte, waren ein und dieselbe Person gewesen. Sie wußte es nun. Doch zu spät!

In einer Imbißbude nahe am Bahnhof verabschiedeten sich Alexandra Becker und Björn Hellmark, die sich noch zwei Stunden miteinander unterhalten hatten. Björn hatte erkannt, wie wichtig es war, dieses junge Mädchen mit ihren Problemen noch nicht allein zu lassen.

Für Alexandra Becker war die Welt eine andere geworden, als sie bisher war.

Es war ihr so ergangen, wie vielen anderen Menschen vor ihr und wie es anderen noch nach ihr ergehen würde, die Berührung hatten mit dem Phantastischen, dem Übersinnlichen, Unwirklichen…

Sie dachte an Frank Morell.

»Wie wird es ihm jetzt ergehen? Was wird er machen? Wie wird er denken und fühlen?«

Hellmark zuckte die Achseln. »Vielleicht werden wir mal das Glück haben, es zu erfahren… vielleicht werden wir auch nie wieder von

ihm hören. Er ist dem Ruf ins Vergessen, dem Ruf Othhs gefolgt… ob es für ihn von Nutzen oder ein Schaden ist, darüber können wir nur Vermutungen anstellen.«

War der Ruf ins Vergessene gleichbedeutend mit einem Ruf in den Tod, dem das ganze Dyktenvolk einst gefolgt war?

Björn Hellmark wußte es nicht.

Aber er wußte, wen er danach fragen konnte. Er wollte alles versuchen, seinen Freund wieder zurückzuholen, wenn es auch nur die geringste Möglichkeit gab, noch mal einzudringen in die phantastische Welt des ›Einzigen‹ Laathoos. Denn Laathoos war uralt und kannte das Schicksal der Dykten und das Geheimnis des großen Exodus eines unfaßbaren, unglaublichen Volkes.

Ak Nafuur, der ehemalige Molochos wußte hoffentlich mehr darüber.

Björn Hellmark und Macabros kehrten zurück auf die unsichtbare Insel Marlos.

Der blonde Abenteurer hoffte durch den Mann, der einst sein Feind gewesen und nun sein Freund war, etwas zu erfahren, um Frank Morell alias Mirakel Hilfe zu bringen.

Der Dykte war mit seinem Volk vereint. Aber auf welche Weise? Würde man je wieder etwas von ihm hören?

ENDE